

# Buchbesprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica**

Band (Jahr): **76 (2019)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Buchbesprechungen – Comptes rendus

*Erratum:* Plusieurs erreurs se sont glissées dans le titre d'un compte rendu publié dans un précédent fascicule du *Museum Helveticum* (75/2, 2018, p. 250–251), qui doit être corrigé comme suit: *Tamara M. Dijkstra/Inger N. I. Kuin/Muriel Moser/David Weidgenannt* (eds): **Strategies of remembering in Greece under Rome (100 BC–100 AD)**. Publications of the Netherlands Institute at Athens 6. Sidestone Press, Leiden 2017. 190 p., 63 ill. La rédaction présente ses excuses aux auteurs de l'ouvrage dont le nom a été mal orthographié.

*Jonas Grethlein: Die Odyssee. Homer und die Kunst des Erzählens.* Beck, München 2017. 329 S.

In diesem äusserst angenehm zu lesenden Buch nimmt uns Grethlein (G.) mit auf die Reise einer erzähltheoretischen Untersuchung einer der brilliantesten Erzählungen vom Erzählen, Homers *Odyssee*. Eine allgemeine Einführung (9–39) und ein Epilog, in dem anhand des Beispiels von Primo Levi auf das identitätsstiftende Element des Erzählens eingegangen wird (271–282), umrahmen die sechs Hauptkapitel, in denen die Formen und Funktionen der Erzählung anhand ausgewählter, dem sequentiellen Leseprozess folgenden Themen dargestellt werden. Einzig die Polyphemepisode, der ein eigenes Kapitel gewidmet ist (121–157), durchbricht diese Anordnung, da sich dort Erzählung, Kunst und Geschichte in besonderer Weise vereinen. Während der Blick auf die Forschungsgeschichte mit den Problemkreisen der homerischen Frage und der formelhaften Sprache (22–27) die Sterilität dieser Kontroverse kurz und prägnant hervorhebt, wird dem Leser ein Vorgeschmack auf die Wichtigkeit typisierter Szenen gegeben (27–31), die seine Erwartung steigern: «Wir werden bei der Interpretation der *Odyssee* weiteren Fällen begegnen, in denen Formelsprache gezielt gebraucht wird, um einzelne Szenen in einen Vergleich zu setzen» (31). Fast unbewusst wird man dabei durch eine Erzählstrategie in die erzähltheoretische Untersuchung eingebettet: auch G.s Buch verlangt nämlich den sequentiellen Leseprozess, ist also gewissermassen ein *alter ego* zum Studienobjekt selbst. Auch wenn der kritische Philologe ab und zu anderer Meinung sein kann, bringt diese Studie viele neue und überzeugende Einsichten. Bei der Interpretation des Blickes, mit dem der Hund auf der Spange, die das Kleid zusammenhält, das Rehkälb fixiert (171–172), lehnt sich G. etwas gar weit aus dem Fenster, war doch das Verb *laein* selbst für einen Griechen jener Zeit nicht wirklich auf Antrieb durchsichtig (vgl. Chantraine, *DELG* 624, s. v.). Und wenn sich der aggressionsgeladene Blick von unten herauf (*hypodra idōn*) «in auffälliger Weise auf Odysseus und die Bücher 18 bis 22» konzentriert, ist man versucht zu sagen: ja auf wen und wo denn sonst? Wenig überzeugend ist auch der Versuch, in der Thrinakia-Episode die hinsichtlich der Rolle der Götter von verschiedenen Interpreten geäusserten Vorwürfe zu entschärfen (235–236). Sind die Warnungen vor der Rinderschlachtung tatsächlich von Autoritäten verbürgt? Schliesslich weiss Odysseus allein davon: Im (zu erwartenden) Übergriff der Gefährten liegt wohl mehr Erzählstrategie als Überlegungen zur Rolle der Götter. Desgleichen ist die Bemerkung zur «unermesslichen Mühsal» *ametrētos ponos*, da das Wort *Metron* nicht nur das Mass und die geographische Distanz, sondern auch das Versmass betreffe (258), für die Zeit der Entstehung der *Odyssee* wohl anachronistisch. Eine Kuriosität, die den schmalen Grat zwischen Aussage und Deutung schön unterstreicht: Im Satz «Vor allem aber reagiert Poseidon, anders als Zeus, (*sic!*) im Falle des Aigisth nicht auf ein allgemeines Unrecht, sondern auf eine Tat, die ihn

persönlich angeht», wird G.s gewollte Aussage «anders als Zeus im Falle des Aigisth,» allein durch falsche Kommasetzung in eine völlig falsche Richtung gelenkt... Dem interpretatorischen Teil folgen abschliessend ein Anhang mit bewusst auf das Allernotwendigste beschränkten Anmerkungen (285–298), wo G.s Belesenheit prägnant zum Ausdruck kommt, eine eindruckliche Bibliographie (299–311; es fehlen dennoch verschiedene abgekürzt zitierte Werke, z. B. Friedrich 1991, Rosen 1990, Starobinski 1975) und verschiedene nützliche Register. Die wenigen angesprochenen Unzulänglichkeiten und die punktuelle Kritik schmälern G.s Verdienst in keiner Weise, mit seiner auf der Erzähltheorie basierenden Untersuchung ein Buch vorgelegt zu haben, das sowohl für ein grösseres Publikum als auch für den Spezialisten Homers neue Einsichten eröffnet und vor allem dazu anregt, das grossartige Werk erneut zur Hand zu nehmen.

*Orlando Poltera, Fribourg*

**Luca Bettarini: *Lingua e testo di Ipponatte*.** Syncrisis 3. Fabrizio Serra, Pisa/Roma 2017. 154 p.

Quelques années après la parution de la grande étude de S. Hawkins (*Studies in the language of Hipponax*, Bremen 2013), et à bien des égards en désaccord avec ce savant, Luca Bettarini (L. B.) signe ici un ouvrage important pour l'étude du poète éphésien Hipponax. Le livre de L. B. prend la forme d'une collection de notes portant sur des problèmes linguistiques et textuels présents dans les fragments de ce iambographe. Avec ce travail, L. B. entend apporter, par le commentaire linguistique, une contribution à l'établissement du texte et à la connaissance de la personnalité littéraire de l'Éphésien. Ce volume se compose de cinq chapitres. Le premier est consacré à l'identification et à l'interprétation de «kenningar» dans les fragments d'Hipponax. Sous cette étiquette empruntée à la terminologie de la poésie scandinave ancienne, L. B. étudie «quel procedimento espressivo in virtù del quale un composto o una perifrasi svolgono una funzione sostitutiva di un nome o di una formulazione di uso comune» (p. 13). Le deuxième chapitre traite de l'emploi de formes empruntées à la poésie homérique et au registre linguistique soutenu. Le troisième chapitre renferme six contributions dans lesquelles des formes singulières apparaissant dans la tradition d'Hipponax sont examinées et expliquées à la lumière de ses orientations littéraires et esthétiques. Le quatrième chapitre s'arrête sur quelques manifestations des particularités dialectales ioniennes observables dans les fragments de l'Éphésien. Enfin, le dernier chapitre se compose de deux notes dans lesquelles L. B. s'arrête sur l'utilisation de noms parlants et de noms à consonance mythologique comme moyen comique chez Hipponax. Une longue bibliographie et trois index complètent utilement cet ouvrage. On regrettera seulement l'absence d'une conclusion générale. En ajouter une aurait permis à L. B., en résumant les résultats de ses analyses de détail, de souligner ce qui fait la grande valeur de son livre: montrer l'importance de l'analyse linguistique, tant pour l'établissement du texte d'un auteur fragmentaire comme Hipponax que pour la compréhension de ses orientations esthétiques.

*Antoine Viredaz, Lausanne*

**Emanuele Dettori: *I Diktyoulkoi di Eschilo. Testo e commento. Contributo a lingua e stile del dramma satiresco*.** Quaderni dei Seminari Romani di Cultura Greca 20. Ed. Quasar, Roma 2016. 240 p.

Quello di Dettori (D.) è un commento del genere «continuo», che a differenza del genere «discreto» non è strutturato primariamente in lemmi, bensì in sezioni al cui inter-

no l'andamento, pur orientandosi secondo la discussione delle voci di rilievo, è quello più discorsivo della monografia. Come specificato nel titolo il commento è incentrato sugli aspetti linguistico-stilistici dei frammenti del dramma satiresco Δικτυουλκοί di Eschilo. Questo dà àdito all'autore di adempiere in modo egregio allo scopo prefissosi, che è di respiro ben più ampio di un'esegesi circostanziata del dettato eschileo, per far ergere lo studio a trattazione preziosa per gli aspetti formali del genere satiresco *tout court*, premessa dichiarata di un'indagine onnicomprensiva che rimane un *desideratum*. Il carattere «sintagmatico» dell'esegesi ha inoltre l'indubbio vantaggio di seguire in modo perpetuo la dinamica del testo permettendo di cogliere gli scarti stilistici non già – alla maniera di studi precedenti – in quanto fenomeni estrapolati dal contesto, ma nel loro succedersi.

Una definizione «dinamica» dello stile del dramma satiresco che nella premessa suona suadente per la sua formulazione, persuade a fine lettura, suffragata dalle analisi puntuali e sempre opportune: «Per evitare le ambiguità che potrebbero derivare dalla definizione dello stile del dramma satiresco come stile “medio”, è preferibile descriverlo come uno stile che, costitutivamente, può passare dalla caratura tragica senza essere necessariamente parodico al colloquiale o anche escrologico senza cagionare effetti “carnevaleschi”».

I due frammenti papirologici più cospicui (46a e 47a Radt), con i loro ca. 87 versi in totale, rappresentano una porzione del dramma dalla quale è più che lecito attendersi risultati di più ampia portata, come puntualmente avviene. Un appunto sulla loro presentazione in testo e traduzione: il testo greco appare integrato da congetture sia in originale sia, talvolta, nella lingua moderna in cui esse sono state operate, dando luogo a un ibrido – oltre che di testo tràdito e ipotetico – anche di greco e diverse lingue moderne; se questo per quanto insolito (e anche esteticamente poco attraente) procedimento, in sede di testo, dà ancora la possibilità a chi legge di discernere tra il testo realmente tràdito e le integrazioni moderne, diverso appare il caso in sede di traduzione, dove testo trasmesso e integrato congetturamente sono indissolubilmente legati; sarebbe stato preferibile separare il dettato vero da quello virtuale (ancorché verosimile) ricorrendo ad alcuni accorgimenti grafici (ad es. il corsivo) che non avrebbero nuociuto alla scorrevolezza della traduzione, di per sé inappuntabile, né ingenerato l'idea in chi legge che quelle integrazioni recepite in testo e traduzione debbano godere di uno statuto speciale – ad es. indotto dall'esistenza di altri testimoni o parafrasi – tale da farle privilegiare a lacune non integrate alla stessa guisa.

Le discussioni dei lemmi sono improntate a un vaglio scrupoloso delle interpretazioni precedenti, laddove si sgombra il campo da quelle poco plausibili per confrontarsi serratamente con quelle più meritevoli di interesse; il che, in particolare nel caso di integrazioni (vd. ad es. il caso di κιβώτιον, p. 42), permette di liberare definitivamente il testo da annose incrostazioni (per quanto suggestive) perpetuate nella tradizione esegetica più per inerzia che per un vero riscontro dell'evidenza linguistica, stilistica e testuale. È qui che emergono e pervengono a risultati rilevanti le più ammirevoli qualità del commento di D. – la competenza linguistica e il senso stilistico –, non disgiunte da pareri in materia critico-testuale fondati e giudiziosi (vd. ad es. la proposta di ἀπεφθάρης al v. 767, p. 72–74). Caso esemplare è l'emancipazione di φαλακρόν (v. 788, p. 139–141) da un perdurante quanto improprio insistere su un suo senso o doppio senso osceno (ovviamente *fallico*), laddove D. fa piazza pulita di falsi accostamenti e inaccurate percezioni del contesto del passo o del linguaggio satiresco *tout court*, che quando vuole essere osceno lo fa in modo ben più disinibito, senza dover ricorrere ad ambiguità che sono tali solo nella testa di chi

si ostina a vedercele (qualcuno, come si fa notare a p. 141, r. 3 e n. 253, ha visto un *fallo* in ogni occorrenza satiresca di φαλακρόν!).

Riguarda piuttosto la forma, ma non necessariamente intacca la sostanza, il fatto che l'indugio nella dossografia, con la quale si inizia pressoché ogni discussione del commento, talvolta faccia attendere troppo o non faccia emergere con la chiarezza che essa meriterebbe la soluzione proposta da D. (vd. ad es. la trattazione di ἔναιμος a p. 49, dove solo alla fine si presentano quegli argomenti che, se fossero stati presentati all'inizio, avrebbero permesso di comprendere meglio le ragioni per le quali l'una o l'altra opinione sia stata, a buon diritto, discreditata).

Tra le acquisizioni più notevoli e di più ampia portata si possono annoverare le seguenti: la sticomitia dei vv. 1–21 (fr. 46a) differisce per tono e modalità espressive da una sticomitia tragica; la *rhesis* dei vv. 765–772 (fr. 47a) ricalca in modo straniante il linguaggio dell'ufficialità politico-istituzionale usato a fini di millanteria, mentre l'effetto straniante delle parole di Danae a seguire (vv. 773–820) consiste nello scarto tra la tragicità di questa *rhesis* e l'inadeguatezza dell'uditorio, tanto quello sulla scena quanto forse quello a teatro; la presenza di dorismi nel fr. 47a, che ha indotto alcuni ad azzardare un'influenza da parte di Epicarmo, si rivela – a una verifica attenta che permette di ricondurne i più alla sfera colloquiale/affettiva – tutt'altro che massiccia, riducendosi a due (φίντων, v. 802; θῶσθαι, v. 818).

Il lettore avrebbe potuto senz'altro beneficiare di un indice delle cose notevoli meno circostanziato, proprio perché esse, in questo commento esemplare per gli aspetti linguistico-stilistici, sono tante e tanto rilevanti per svariati aspetti (ben al di là del dramma satiresco).

*Andreas Bagordo, Freiburg i. Br.*

**Elodie Paillard: The stage and the city. Non-elite characters in the tragedies of Sophocles.** Chorégies: études 3. Éd. de Boccard, Paris 2017. 267 p.

Wie man auf dem hinteren Buchdeckel von Paillards (P.) Studie lesen kann, «the relationship between Classical Athenian tragedy and democracy remains a much-discussed problem». Zu dessen besserem Verständnis will P.s Buch beitragen, wobei die Autorin ihre Aufmerksamkeit auf die «sekundären» Rollen solcher «non-elite characters» fokussiert. Die umfassende Einführung steckt die Grenzen der Untersuchung ab (13–66), bevor in drei Kapiteln die Figuren von Odysseus (67–128), der Chöre (129–197) sowie aller anderen untergeordneten Figuren (insb. Boten, Soldat-Wächter, Schafhirt, Pädagoge, Amme: 199–246) besprochen werden. Die Heterogenität dieser Figuren mag erstaunen, doch geht es der Autorin hauptsächlich darum aufzuzeigen, inwiefern die Zuschauer der athenischen Mittelschicht sich mit deren soziopolitischer Position zu identifizieren vermögen. Da jedem Kapitel eine Zusammenfassung beigegeben ist, kann die Schlusszusammenfassung sehr kurz ausfallen (247–251): diese legt das Augenmerk darauf, wie Sophokles' Dramen einerseits die politische Realität der athenischen Demokratie und deren Entwicklung in der zweiten Hälfte des 5. Jh. v. Chr. reflektiere, andererseits aber auch den politisch aktiven Bürgern der Mittelklasse (oder besser der in der Einführung herausgearbeiteten «middling group») aufzeige, wie in einer soziopolitisch heterogenen Gesellschaft ihr Zusammenwirken mit der «elite group» zum nötigen staatlichen Zusammenhalt führe. Diese Überlegungen basieren weitgehend auf einer modernen, angelsächsischen Tradition der literarischen Forschung, wie der Blick auf die recht umfangreiche Bibliographie zeigt (257–267). Vielleicht liegt gerade hierin das zwiespältige Gefühl, welches das Buch beim Rez. hinter-

lässt: Viele gute Beobachtungen münden immer wieder in Folgerungen, in denen die Grenze zwischen stringenter Beweisführung und persönlichem Eindruck gern verwischt wird. So bleibt das Bild von Sophokles als politischem Mittler, der genau den Nerv der «middling group» trifft, ob absichtlich (Genie?) oder eher aus der gelebten Demokratie heraus (naiver Idealismus?).

Orlando Poltera, Fribourg

Éric Werner: **Le temps d'Antigone**. Franchises. Xenia, Sion 2015. 154 p.

Le petit livre d'Éric Werner présente une série de réflexions sur la modernité qui ont pour point de départ l'héroïne de Sophocle; la tragédie éponyme ne fait cependant pas ici l'objet d'une étude et sert plutôt de prétexte à des parallèles parfois éclairants.

Dépourvu d'une introduction qui ferait le lien entre les différents chapitres, l'essai est composé de neuf chapitres de dix à vingt pages, auxquels l'auteur n'a pas jugé bon de donner un titre. Il appartient donc au lecteur de reconstruire la cohérence du projet éditorial.

Le premier chapitre dresse un parallèle entre Sophie Scholl, une étudiante de l'Université de Munich qui en 1943 fut arrêtée par la Gestapo pour avoir distribué des tracts appelant à renverser le régime nazi, et Antigone: comme l'héroïne antique, la jeune femme se défendit en arguant du fait qu'elle ne faisait que dire ce que tous pensaient. Partant de là, Werner théorise son approche «antigonique» des mouvements de résistance moderne: certaines œuvres canoniques, et notamment antiques modèlent à jamais notre inconscient collectif, et c'est le cas d'Antigone pour tout ce qui a trait à la résistance à l'oppression. Il relève ainsi que dans le tract Hitler est accusé d'hybris – comme Créon – et s'arrête sur la notion de limite, qui reviendra à travers tout l'ouvrage.

Le deuxième chapitre est une réflexion sur l'autonomie et l'articulation du soi à l'autre, et de l'humain au divin; l'auteur y analyse le deuxième *stasimon* et notamment la traduction de *deina*. Le troisième chapitre suit le fil du thème du désir et de l'audace et voit en Antigone une représentante de l'*Aufklärung*. Le quatrième chapitre fait un pas de côté et reprend la question de l'hybris, mais cette fois dans l'*Œdipe-roi* de Sophocle, voyant dans Œdipe un personnage à la fois représentatif de son époque et précurseur de la modernité, en ce qu'il incarne une rupture avec la tradition, la «révolution filiarcale» (p. 72). Au rebours, comme le montre le chapitre cinq, Antigone personnifie le point de rencontre entre la sphère humaine et la sphère divine, ce qui en fait pour Werner une figure christique. Le chapitre six confronte Antigone et Œdipe à la figure du fils prodigue; Werner en déduit trois attitudes possibles face à la tradition: le respect, l'arrachement, l'entremêlement. Du septième chapitre, consacré à Ernst Jünger, Antigone est quasiment absente: il s'agit d'une réflexion sur l'utilité de la violence politique – le tyrannicide – et l'hybris inhérente aux progrès de la technique. Le huitième chapitre revient sur l'idée de George Steiner selon laquelle l'intérêt de la modernité pour Œdipe plutôt que pour Antigone serait lié aux travaux de Freud, car pour Werner *Œdipe-roi* est, plus que la tragédie de l'inceste et du parricide, la tragédie de l'hybris – et l'hybris est une question moderne, la question qui se pose après l'ébranlement des valeurs provoqué aussi bien par la guerre du Péloponnèse que par la Première guerre mondiale. Enfin le chapitre neuf s'interroge sur ce que Werner appelle la «post-civilisation», ce qui reste quand la foi dans le progrès humain n'est plus. Rejetant aussi bien l'option heideggerienne que celle des traditionalistes – qu'incarne la figure de Tirésias – il entrevoit une possibilité pour le christianisme – auquel il assimile Sophocle – dans son intériorisation.

L'argumentation est plaisante et on a l'impression de lire des notes de cours; l'intérêt pour l'étude de l'Antiquité est très limité mais l'ouvrage est un exemple intéressant de ce que les «œuvres canoniques» peuvent apporter à la compréhension de la modernité.

*Malika Bastin-Hammou, Grenoble*

**Jean Yvonneau (éd.): La Muse au long couteau. Critias, de la création littéraire au terrorisme d'État.** Scripta Antiqua 107. Ausonius, Bordeaux 2018, 216 p.

Le titre et le sous-titre de ce recueil, qui rassemble huit études sur Critias, renvoient à une problématique qui dépasse le destin, même exemplaire, d'un individu particulier. La «Muse au long couteau» questionne, à partir de Critias, le rapport qui pourrait conduire, dans un sens ou dans l'autre, «de la création littéraire au terrorisme d'État». Jusqu'où Critias a-t-il pu utiliser la poésie à des fins de propagande? Comment penser le talent poétique d'un personnage dont l'action politique suscite le «dégoût» (pour reprendre le terme employé par A. Powell, p. 159)? Question que certains résolvaient trop vite en distinguant deux Critias (p. 13).

Critias est alors abordé sous plusieurs angles: 1) l'étude littéraire ou philologique de ses fragments: G. Burzacchini, «Remarques sur quelques fragments élégiaques de Critias» et A. Boschi, «Visions célestes dans la parodos du *Pirithoos*»; 2) l'examen de sa pensée: F.-G. Hermann, «Plato and Critias» et E. Caire, «Du superlatif au comparatif: l'excellence de Critias»; 3) L'homme politique: P. Brulé et J. Wilgoux qui analysent les «Solidarités et appartenances dans la vie politique athénienne» et A. Powell qui reprend le dossier de «Critias, sa révolution et la politique de Sparte»; 4) l'étude de la réception: J. Yvonneau dans un chapitre qui ouvre le volume et qui retrace la difficulté d'établir «l'inventaire» des œuvres d'une figure si problématique; et S. Gotteland, dans une étude, conclusive, sur «Critias dans la seconde sophistique et les traités des rhéteurs».

Le volume se lit bien, avec des études qui font avancer le débat; mais il pêche par là où il devrait être le plus fort: son manque de cohérence interne et l'absence d'une véritable corrélation entre les contributions. On comprend que chaque auteur ait cité Critias dans l'édition qu'il privilégiait, mais une table de concordance aurait été bienvenue. Il est surtout étonnant que F.-G. Hermann et G. Burzacchini ne se citent pas réciproquement alors qu'ils s'arrêtent l'un et l'autre longuement sur le fr. 4 G.-P. Il aurait été judicieux de montrer ici ce qu'apportait un colloque qui faisait se rencontrer le philologue et l'historien. De même, G. Burzacchini et E. Caire s'ignorent réciproquement alors qu'ils développent, chacun, des commentaires étayés du fr. 1 G.-P. et qu'ils soulignent l'un et l'autre l'intérêt des superlatifs dans ce fragment. E. Caire démontre très bien, avec son analyse sur les comparatifs et les superlatifs, la conséquence d'un système où l'idée d'excellence mène à la tyrannie. Sur ce thème, les rapports pouvaient être creusés entre les notes développées du philologue et son analyse plus idéologique.

Le dossier Critias est si complexe qu'il faut, le volume le prouve, s'en tenir aux textes et à l'histoire de leur réception. S. Gotteland a le mot de la fin en rappelant l'usage fréquent de la figure de Critias dans les exercices rhétoriques de l'époque impériale: valorisé par les uns comme un habile écrivain et styliste, dénigré par d'autres comme un tyran désastreux. La question est un modèle d'exercice rhétorique: «faut-il sauver Critias au nom des lois» qu'il a transgressées? (p. 187). La réponse est dans les premières lignes de la contribution d'A. Powell.

*David Bouvier, Lausanne*

**Plotin: Traité 19 (I, 2). Sur les vertus.** Introduction, traduction, commentaire et notes par *Dominic J. O'Meara*. Bibliothèque des textes philosophiques: les écrits de Plotin. Vrin, Paris 2019. 149 p.

Voici le troisième traité des *Ennéades* de Plotin publié par les éditions Vrin, après les traités 20 (*Sur la dialectique* 2016; cf. *MH* 75 [2018], p. 230–231) et 31 (*Sur la beauté intelligible* 2018). Il s'agit de la continuation de la collection «Les écrits de Plotin» lancée en 1987 par Pierre Hadot aux éditions du Cerf. Le traité *Sur les vertus* (Περὶ ἀρετῶν) est le 19<sup>ème</sup> dans l'ordre chronologique selon Porphyre et le deuxième de la première ennéade dans l'ordre systématique de l'édition porphyréenne. Ce court traité – en fait une brève leçon – n'a pas pour but d'exposer l'ensemble de l'éthique plotinienne à partir d'une notion centrale des morales antiques, mais de replacer cette notion fondamentale dans le cadre métaphysique de la philosophie plotinienne et de discuter certaines questions traditionnelles liées à celle-ci. Partant d'un passage platonicien du *Théétète* (176a–b) où Socrate enjoint son interlocuteur de fuir la contingence du monde sensible pour «s'assimiler à dieu» (ὁμοίωσις θεῷ), Plotin enquête sur les conditions de l'assimilation et la nature du dieu en question. Dans le cadre du monisme émanatiste plotinien, l'assimilation ne se fera pas par la possession d'une qualité identique commune (la vertu) – les dieux sont au-delà des vertus, comprises comme dispositions –, mais grâce à la reconnaissance active par l'âme humaine de sa cause divine prochaine, l'Intellect transcendant (Νοῦς), accompagnée d'un mouvement de conversion vers celui-ci. L'assimilation s'effectue ainsi dans un rapport vertical copie–modèle (εἰκῶν–παράδειγμα). Plotin s'attache à distinguer deux niveaux ontologiques des vertus cardinales de la *République* (prudence, courage, modération, justice): d'une part, les vertus dites politiques ou civiles (πολιτικά) dont le rôle est de maîtriser les affects sensibles en détachant dans la mesure du possible l'âme, dont la nature originelle est intelligible et immortelle, du corps soumis aux changements de toute nature et aux passions irrationnelles; d'autre part, les vertus appelées simplement «supérieures» (μείζους), identifiées aux «purifications» dont parle le *Phédon* (69c), grâce auxquelles l'âme, désormais purifiée des influences du corps, s'assimile à sa source, l'Intellect divin, devenant elle-même dieu: «Nous nous efforçons, non pas d'être libres de fautes, mais d'être dieu» (6,2–3). L'une des questions discutées porte en particulier sur l'unité des vertus ou plus précisément sur leur implication réciproque (ἀντακολουθία). Cette solidarité se manifeste sur chacun des deux niveaux de vertus et entre eux deux, dans le sens où le supérieur implique l'inférieur.

Conformément aux principes de la série, cette nouvelle traduction vise à serrer le texte au plus près. Or la concision et parfois l'obscurité du texte grec, dans son expression et dans la structure de l'argumentation, rendent indispensables à la fois l'adjonction des nombreux sous-titres interprétatifs et le long commentaire exégétique qui inscrit la méditation plotinienne non seulement dans le cadre des *Ennéades* en général, mais aussi dans celui des réflexions aristotéliennes et stoïciennes sur les vertus. On admirera donc l'immense effort de clarté et de précision de l'auteur – ce qui est d'ailleurs comme sa marque de fabrique! Il reste que la traduction, qui tient compte des progrès des recherches plotiniennes, demeure en elle-même difficile, et on regrette de ne pas avoir le texte grec en regard. Il est instructif de comparer celle-ci avec la traduction traditionnelle d'Émile Bréhier, pour constater à quel point cette dernière relevait de la paraphrase explicative.

*Corrigenda*: cela même (p. 39); *est* le sujet (p. 37, n. 2); *désirera* (p. 48); «à des fins d'indulgence» (anglicisme? p. 48: πρὸς ἄνεσιν, peut-être «recherchés par licence»); *de* hé-



ros (p. 67); qu'est-ce *que* (p. 76); *ont* trait (p. 84); n'a pas de vertu (p. 87); qu'elle *ne* voie (p. 93); est désigné (p. 113); l'expression (p. 120, n. 3); types de situations (p. 123); *kator-thoun* (p. 124).

Jean-Pierre Schneider, Neuchâtel

**Plotin: Traité 31 (V, 8). Sur la beauté intelligible.** Introduction, traduction, commentaire et notes par Anne-Lise Darras-Worms. Bibliothèque des textes philosophiques: les écrits de Plotin. Vrin, Paris 2018. 303 p.

Ce volume propose une nouvelle traduction française du *Traité 31* (V, 8) de Plotin. En continuité avec l'esprit de la collection *Les écrits de Plotin* fondée par P. Hadot, dont cet ouvrage fait partie, l'A. rend accessible au lecteur ce traité en le divisant en trois parties: l'introduction, la traduction et le commentaire.

La traduction du texte grec de Plotin, que l'A. suit sans le reproduire, est accompagnée par des notes critiques qui justifient les choix effectués et par un index qui rassemble les principaux termes techniques employés par Plotin et ses sources littérales. La division de l'ouvrage, ainsi que les titres et les sous-titres des chapitres, sont des adjonctions introduites par l'A. Les parties consacrées à l'introduction et au commentaire du texte de Plotin présentent une articulation assez particulière. Dans l'introduction, le *Traité 31* est analysé du point de vue de sa structure et de ses principaux thèmes. L'intérêt de l'A. est double: d'une part ce volume, en continuité avec une certaine tradition interprétative qui voit les traités 30 (III, 8), 31 (V, 8), 32 (V, 5) et 33 (II, 9) en étroite communauté de thèmes, vise à justifier l'hypothèse d'une *Ennéade* unique qui présenterait les argumentations menées par Plotin contre les Gnostiques; d'autre part, l'A. veut souligner la centralité du *Traité 31* en raison de l'importance attribuée à la Beauté. Si dans l'introduction l'A. propose une étude des objectifs du traité et une analyse thématique de ses références à Platon, dans la partie consacrée au commentaire l'A., en expliquant le mouvement de pensée que l'on peut observer, vise à souligner trois aspects: sa portée pédagogique, interprétée comme mise en pratique d'un «exercice spirituel» de la remontée vers la Beauté intelligible, sa valeur argumentative dans la suite logique dite «tétralogie anti-gnostique», et, en conclusion, l'actualité de la notion de Beauté, qui selon l'A. peut avoir une portée importante dans un certain nombre de théories esthétiques ultérieures développées depuis l'Antiquité jusqu'à notre époque. En somme, ce volume se révèle un outil pour chaque lecteur qui souhaiterait avoir un accès immédiat au contenu du traité plotinien: il fournit une riche étude critique du texte qui ne manque pas de clarté.

Miriam Cutino, Paris

**Philipp Nölker: Freiheit Gottes und Freiheit des Menschen bei Plotin (Enneade VI 8).** Orbis Antiquus 50. Aschendorff, Münster 2016. VIII, 275 S.

Die vorletzte Abhandlung VI 8 in Porphyrios' systematischer Anordnung von Plotins Schriften enthält die kühnsten Aussagen über das Eine, zu denen sich Plotin jemals hat hinreissen lassen. Im Unterschied zum 1990 erschienenen umfangreichen Kommentar von Georges Leroux (*Plotin: Traité sur la liberté et la volonté de l'Un*), von dem er nur wenig Gebrauch macht, bietet der A. des vorliegenden Buches eine philosophisch-systematische Interpretation von Plotins Abhandlung. Nach einem kargen Überblick der Forschung widmet er ein Kapitel der Entwicklung des Freiheitsbegriffs in der Antike und ein Kapitel dem Grundriss von Plotins Metaphysik. Die zentralen Kapitel IV und V folgen mehr oder weniger dem Text der *Enn.* VI 8. Der A. behandelt hier zunächst Plotins Analyse der

menschlichen Freiheit und geht dann auf das Thema der Freiheit des Einen ein, auf das er den Schwerpunkt seiner Arbeit legt. Ein kurzes Kapitel wird dem Thema der Henosis bei Plotin gewidmet. Ein längeres letztes Kapitel dient der Auseinandersetzung mit Ernst Benz' Bewertung von Plotins Stellung in der Geschichte der Metaphysik des Willens. Auf Ganze gesehen hat der Leser den Eindruck, dass dieses letzte Kapitel den Gesichtspunkt definiert, von dem aus der A. die *Enn.* VI 8 betrachtet. Es gilt zu zeigen, dass Plotin eben *nicht* der Urheber eines theologisch begründeten Voluntarismus ist, wie nam ihm bei Duns Scotus und bei Ockham begegnet, denn Plotins Willensbegriff (βούλησις bzw. θέλησις) bleibt, wie bei Platon und bei Aristoteles, wesentlich auf das Gute bezogen. Beim Menschen geht der Wille mit Vernunft (λογισμός) und beim Geist mit Denken (νόησις) einher. Beim Geist fallen Sein und Wollen zusammen, da der Geist ist, was er sein will. Diesen Willensbegriff trägt Plotin auf das Eine über. Man kann also bei ihm von einem Voluntarismus im Sinne des Primats des Willens gegenüber dem Sein, geschweige denn im Sinne einer Willkür, nicht sprechen. Darin hat der A. sicher recht. Nur fragt man sich, warum ihm die Polemik zum 1932 erschienen Buch von Ernst Benz (*Marius Victorinus und die Entwicklung der abendländischen Metaphysik*) so wichtig ist, welches schon damals von P. Henry (*Nouvelle revue théologique* 59, 1932, 915–919) und W. Theiler (*Gnomon* 10, 1934, S. 493–499) scharf kritisiert wurde und das P. Hadot (*Porphyre et Victorinus*, I, 1968, S. 16–22) abermals einer grundsätzlichen Kritik unterzog. Diese Diskussion scheint der A. nicht zu kennen – der umstrittenste Punkt der Interpretation von Plotins *Enn.* VI 8 ist, wie die Übertragung der Begriffe von Freiheit (ἐφ' ἡμῖν, αὐτεξούσιον, ἐλεύθερον, κύριον) und Wille (βούλησις/θέλησις) vom Geist auf das Eine zu verstehen ist. Die einen sehen in den positiven Aussagen über das Eine, die Plotin mit viel Vorbehalt formuliert, eine Art spekulative Theologie, die andern ein psychagogisches Mittel, dessen argumentative Tragweite nicht überstrapaziert werden darf (vgl. VI 8,13,4; 13,48–49; 18,53–54). Auf dem Spiel steht die Frage, ob Plotins Eine/Gute gleichsam ein überhöhter Geist (noch intensiver selbstbezüglich als der Geist) oder das jeder Selbstbezüglichkeit enthobene Einfache ist. Die Interpreten, die in der Tradition des deutschen Idealismus stehen, ziehen die erstere Variante vor. Der A. der vorliegenden Monographie schliesst sich dieser Richtung an. So legt er viel Nachdruck auf Plotins Bezeichnung des Einen als Ursache seiner selbst (αἴτιον ἑαυτοῦ, VI 8,14,41) im Sinne von «Selbstbegründung» sowie auf die Übertragung der Begriffe von Aktivität, Denken, Sein, Wille, Liebe, Schaffen auf das Eine/Gute. Er möchte über die Konzeption des Einen als «Quasi-Geist» (S. 192 mit Verweis auf J. Halfwassen) hinausgehen, indem er unterstreicht, «dass das absolute Eine sein "Sein" als Identität von Sein, Wirken und Wollen selbst schafft» (S. 193). Er pflichtet der These bei, «dass Gott [d. h. Plotins Eine/Gute] nicht nur einen Intellekt, sondern auch einen Willen habe, da er kein blosses "Prinzip", sondern ein lebendiges Wesen bzw. eine Person sei» (S. 158 mit Verweis auf Ch. Horn). Nun, dies war ja die These von E. Benz (das Eine in der *Enn.* VI 8 als «ein lebendiges, wollendes, denkendes Wesen, d. h. eine Person», *Marius Victorinus*, S. 293). In diesem Punkte ist sich also der A. mit Benz einig. Er nimmt lediglich an seiner Auffassung von Plotins Voluntarismus eine Korrektur vor. So schreibt er: «Dass das Eine also eine Art von Intellekt ist, ist der Grund, warum es in ihm auch eine Art "Selbst" gibt, eine Art von Personalität und Selbstbewusstsein» (S. 238). Somit liegt nach ihm in Plotins *Enn.* VI 8 zwar nicht die Theorie des von der «funktionellen Relation» entbundenen göttlichen Willens, dafür aber eine Theorie des absoluten Selbstbewusstseins vor, in dem der Wille eingebunden ist: «Man kann insofern von einer "Selbstbezüglichkeit" des Willens des Einen auf das eigene, im Denken bestehende Sein sprechen, sodass auch hier eine Relation des Wollens

auf das Denken besteht» (S. 238). Ich möchte dazu nur Folgendes bemerken. Man kann sich die Frage stellen, warum Porphyrios die Abhandlung VI 8 [39] mit ihren kühnen Aussagen über das Eine, die alles, was Plotin von ihm ansonsten sagt, überbieten, nicht an das Ende der Enneaden als ihren Höhepunkt gestellt hat. Er hat es vorgezogen, den beiden üppigen Traktaten VI 7 [38] und VI 8 [39] als das allerletzte Wort der Enneaden die etwas mässigere Frühschrift VI 9 [9] folgen zu lassen. Man kann darin eine Mahnung sehen, die hyperbolischen οἶον-Aussagen von VI 8,13–21 nicht zu überschätzen, auf ihre protreptische Funktion zu achten (vgl. VI 9,4,11–16; 5,38–41) und die absolute Einfachheit des Einen/Guten zu wahren.

*Filip Karfik, Fribourg*

*Felix Budelmann/Tom Phillips (eds): Textual events. Performance and the lyric in early Greece.* Oxford University Press, Oxford 2018. XII, 315 p.

This volume comprises twelve chapters that deal with a major issue in scholarship of Greek lyric, which is none other than *performance*. Much has been written on the subject, but the main skirmish is over orality vs. literacy. Most Anglophone and German-speaking scholars persist on the idea that lyric performance is innately tied to orality by arguing on grounds of generic determinants that stress the importance of setting in a variety of ways (instance, theme, identity of performer, contextual parameters, song classification). This widespread opinion has yielded the fallacy that performance in Greek lyric is synonymous with oral performance. Few have challenged this view, most prominent among whom being Andrew Ford, and oppugned its validity by propounding a counter-emphasis on the texts themselves and the extent to which they encipher, promote or even advertise their own literacy as a performative factor. This volume is foiled in its attempt to present new arguments for the pros and cons of this debate, which would have been a token of scholarly intelligence and commitment to the principle of innovation, precisely because the individual chapters take the alleged oral nature of lyric poetry for granted and recycle the basic tenets of oralist theory in what they apprehend as exploration of inner- and extra-generic features, with little aspiration for methodological ingenuity, but a distinct knack for modern theory. I object to the three governing principles of the «textual event» coin, which Budelmann and Phillips present at pages 9–15, from a substantial point of view that does not permit the discussion of the individual chapters of the volume. Instead, I use three examples to prove that the term «textual event» is essentially an oxymoron because it propounds the combination of the text as ready-made artefact (not as product of a meticulous mental/intellectual process, which is liable to description and analysis) and the event that accommodates its recitation. Text construes a semantic system perceived by the poet alone to serve purposes of structure, semasiological cohesion, and narrative context in complete defiance of communication effects. This strategy of producing signification equals a form of navigation for the poet that enables him to organise performative specifics before the actual performance (whether one calls it instance, occasion or event is irrelevant) takes place. This is work conducted in the laboratory of the poet, the composer, not performer, of the song. The junction «textual event» defies the important fact that a text is internally structured in ways that obey a certain logic, be it intra- or intertextual in orientation, therefore make sense for the generic classification and subsequent performance of the song rendered through the text. Should one realise this fact, one is faced with a notional gap not covered by the coin of the volume's editors. The examples I adduce in what follows, are designed to help one come

to this realisation before attempting one's own appreciation of what is otherwise a noteworthy contribution to an intensely problematic field of scholarship.

[1] Intertexts: Archil. fr. 5 *IEG* ~ Hom. *Il.* 20.322–324; 5.2 ~ 20.340; 5.4 ~ 20.349–350; 5.2 ~ *Il.* 9.364; 5.4 ~ 9.377; 5.4 ~ 9.382; 5.3 ~ *Od.* 5.130; 5.2 ~ 5.155. [2] Intertexts: Sol. fr. 1.1–2 *IEG* ~ Hom. *Il.* 2.184–185; fr. 4.37–38 *IEG* ~ 2.376, 2.386; 4.3–4 ~ *Il.* 4.826–828. [3] Intra-text: Thgn. 1.15–18 ~ 1.22–23 ~ 1.25–26.

Marios Skempis, *Thessaloniki*

Francesca Gazzano/Lara Pagani/Giusto Traina (eds): **Greek texts and Armenian traditions. An interdisciplinary approach.** Trends in classics: Supplementary volumes 39. De Gruyter, Berlin/Boston 2016. X, 345 p.

Originating in a conference in Genoa in 2013, this volume features some of the most prominent names in Armenian studies. Setting up paradigms for this vast research area and providing well-selected case studies, it adds a must-have to libraries of classics and related fields. All Armenian text is transliterated, whilst familiarity with Ancient Greek and Latin is taken for granted.

Part I opens with a paper on methodology by linguist Moreno Morani, providing fundamental tools which may be used to approach Greek-to-Armenian translated texts critically. The following article is Giusto Traina's *Observations on Pseudo-Callisthenes*, partly highlighting the usefulness of its Armenian version, partly reprimanding the philologists who did not acknowledge its importance when a new edition was made based on the Greek tradition. A positive example of how to approach a Greek-to-Armenian translated text is presented by Alessandro Orengo, whose case study is Eznik's *Refutation*, in part drawn from *de Autexusio* by Methodius of Olympus. The picture widens again with Valentina Calzolari's overview of the centuries-old permeation of Armenian and Greek late antique scholarship, providing a context for the existence of such a rich library of translated texts, with a focus on philosophical writings. Part II delves into historiographic literature, with Gianfranco Gaggero's reading of "the Armenians" in Xenophon, questioning and exploring their literary and historical context. Francesca Gazzano's paper then analyses the role of Croesus in the *History* attributed to Movsēs Xorenac'i, viewed alongside an array of Greek and Oriental witnesses. With a similar approach, Francesco Mari examines the figure of Cyrus the Great in the same *History*, skillfully juggling diverse primary material. Perhaps less fitting in this section, but of remarkable interest, is Anahide Kéfélian's re-evaluation of Latin loanwords in Armenian, probably absorbed through military contacts, considered under the double lens of archaeological evidence and linguistics. The section closes with Federico Frasson's reading of Asinius Quadratus' *Parthica*, which turns into an overview of the political importance of Armenians in Antiquity. Part III concerns Christianity, and opens with Theo Van Lint's chosen letters of the 11<sup>th</sup>-century erudite Grigor Magistros, highlighting his debt to Greek culture within apologetic writing. Armenuhi Drost-Abgaryan gives a diachronic view of the legacy of Eusebius of Caesarea in Armenian literature with an up-to-date assessment of research in this field, focusing on manuscripts and editions. The object of Alessandro Capone's article is Pseudo-Athanasius' *De Incarnatione*; in which, through selected passages, the author shows how the Latin and Armenian versions may aid a more critical understanding of the Greek text. Lia Raffaella Cresci follows suit in making Armenian translations precious tools to perfect the Greek textual tradition by assessing selected passages from George of Pisidia's *Hexaemeron*. Part IV, on linguistics and philology, starts with Giulia D'Alessandro and Lara Pagani's hunt for a

legendary Homeric glossary in Armenian, which ends up in an alternative Armenian tale of the *Iliad* itself, rich with variations and other myths. Irene Tinti adds new elements to a linguistic and semantic analysis of the Armenian Timaeus, using a selection of verbal forms to unravel the degree of adherence to or re-elaboration of the Greek text by the Armenian translator(s). Andrea Scala explores the impact of Syriac mediation on Greek loanwords, first focusing on phonetics, then on a gripping example of a semantic shift occurring in the Armenian version of *Acts*. Finally, Rosa Ronzitti carefully reviews the new *Etymological Dictionary* by H. Martirosyan, expounding some of its salient qualities and reminding us of the wealth of potential hidden in the Armenian lexicon.

All articles are offered in English, but some maintain foreign features that challenge reading fluidity. This and other smaller oversights in the editing are in contrast with the high scientific and aesthetic quality of this much-needed volume.

*Stephanie Pambakian, Geneva*

**Virgilio: Eneide 2.** Introduzione, traduzione e commento. A cura di *Sergio Casali*. Syllabus 1. Ed. della Normale, Pisa 2017. 390 p.

Casali (C.) Ausgabe des 2. Gesangs der Aeneis (Einführung 7–40, Anmerkungen zum Text 41–45, Text und Übersetzung 46–95, Kommentar 97–348, Bibliographie 349–373, Indices 375–390) eröffnet nicht nur die neue Reihe von Kommentaren zu griechischen und lateinischen Werken der klassischen Zeit mit dem Zielpublikum der heutigen Studierenden (Premessa, 5), sondern ist gleichzeitig auch der erste Kommentar auf Italienisch zu diesem Buch Vergils seit über 50 Jahren (innerer Buchdeckel). Er soll den veränderten Umständen des modernen Studiums Rechnung tragen. Eine leicht lesbare, klare Übersetzung ist dabei eine der Forderungen, der aber nicht immer wirklich entsprochen wird (z. B. V. 52 *uteroque recusso* [vom hölzernen Pferd] «per lo scuotimento di quell'utero»; V. 78 «non negherò di essere del popolo argolico», wo doch die Litotes den – gespielten – Stolz des «Überläufers» Sinon zum Ausdruck bringen soll). Lesenswert sind hingegen die Einführung, die den literaturhistorischen Zusammenhang beleuchtet, und der Kommentarteil, wo philologische Kleinlichkeit bewusst vermieden wird; vieles ist sehr fein beobachtet. Etwas zu kurz kommt vielleicht die Metrik (V. 554 wird die – moderne – Kommasetzung nach *fatorum* ausführlich diskutiert, wo doch gerade die Schlussilbe dieses Wortes aufgrund des Hiats elidiert wird; V. 223 ist von der Flucht des Opferstieres die Rede: wie schwerfällig sich dieser jedoch wegschleppt, wird von Vergil durch den holospondäischen Hexameter höchst wirkungsvoll unterstrichen). Bedenklich scheint dem Rez. ebenfalls, dass in der Bibliographie unter «Edizioni, traduzioni e commenti» ab dem Jahre 1873 nur noch italienisch- und englischsprachige Werke aufgeführt werden (was sich auch, wenngleich etwas weniger eklatant, bei den abgekürzten, häufig zitierten Werken niederschlägt: ist das der Tribut an die in der Premessa angesprochenen veränderten Umstände des modernen Studiums?). Trotz den gemachten Einschränkungen nimmt man diesen Kommentar mit Gewinn zur Hand: C. behält auch im Wald der modernen Konjekturen und Spekulationen den nötigen Überblick.

*Orlando Poltera, Fribourg*

**Titi Livi ab Vrbe condita.** Recognovit et adnotatione instruxit *John Briscoe*. Tomus III: **Libri XXI–XXV**. Oxford classical texts. Clarendon Press, Oxford 2016. XXXIX, 391 p.

Après avoir, de 1973 à 2008, publié dans cette collection des Oxford classical texts, la quatrième décennie, puis, en 1986, aux éditions Teubner, la première moitié conservée de

la cinquième, voici que le grand livien qu'est John Briscoe (J. B.) publie, à nouveau dans la *Scriptorum Classicorum Bibliotheca Oxoniensis*, une édition des livres XXI à XXV de Tite-Live, destinée à remplacer celle de Conway et Walters parue il y a exactement 90 ans. Si, comme tous ses prédécesseurs, J. B. reconnaît la très grande valeur du manuscrit dit *Puteanus* (P.), datant du V<sup>ème</sup> siècle, dont dépendent, directement ou indirectement, tous les autres (environ 150) manuscrits connus pour cette pentade, il tient compte, comme il se doit, en corrigeant les lacunes et les erreurs évidentes de ce manuscrit, du reste de la tradition. Son édition se fonde sur l'examen personnel de 14 manuscrits, dont l'un n'avait jamais été collationné: datable du XII<sup>ème</sup> siècle, conservé aujourd'hui à Chicago, dans la bibliothèque Newberry, il a été écrit sans doute en Italie. C'est aussi la première fois qu'est utilisée une des éditions les plus anciennes, celle de Josse Bade, alias Badius Ascensius, publiée à Paris en 1510 et 1513, et qui, comme les éditions de ce temps, reproduit probablement bien des leçons de manuscrits maintenant perdus. Quant aux *recentiores*, qu'il préfère appeler *deteriores*, J. B. s'est fié aux variantes listées dès le XVII<sup>ème</sup> par les Gronovius, père et fils, et au XVIII<sup>ème</sup> par Hearne et, surtout, Drakenborch, sans oublier les lectures recueillies dans trois manuscrits par Paul Jal, éditeur des livres XXI, XXIII et XXIV pour la Collection des universités de France. Contrairement à Conway et Walters, J. B. croit à l'utilité d'un stemma: le sien (p. VII) correspond à celui proposé en 1934 dans la même collection par S. K. Johnson pour l'édition des livres XXVI à XXX, mais affiné depuis par les travaux de T. A. Dorey et de M. D. Reeve. L'apport spécifique de J. B. réside d'abord dans la vérification et la correction du travail de ses prédécesseurs dans la collection, dont les erreurs s'avèrent plus nombreuses que ce qu'on aurait pu penser. Ont été prises en compte ici non seulement toutes les anciennes éditions liviennes, mais aussi les propositions que leurs auteurs avaient pu faire ailleurs dans des publications, toutes minutieusement relues par J. B. (un seul oubli, peut-être: les *Variae lectiones* d'H. Sauppe, Göttingen, 1890). Quant aux passages détériorés dans les manuscrits, ils ne sont pas, comme chez Conway et Walters, restaurés par des ajouts modernes, mais livrés tels quels, l'apparat critique, voire une malcommode annexe finale, donnant l'éventail des restitutions proposées depuis le XV<sup>ème</sup> siècle. Ainsi cette édition offre-t-elle une véritable histoire de la transmission du texte. Mais pourquoi la préface est-elle en anglais? On peut tout de même penser que les lecteurs d'une édition d'un texte latin publié sans traduction seraient capables de comprendre le latin! Ce léger regret ne doit pas empêcher de saluer l'exemplaire acribie d'une édition destinée à faire date.

*Alexandre Grandazzi, Paris*

*John Briscoe: Liviana. Studies on Livy.* Oxford University Press, Oxford 2018. XIII, 256 p.

Avec ce nouveau volume, Briscoe ajoute une pierre supplémentaire à son important édifice livien. Il s'agit ici pour lui de compléter dans les détails ses éditions et commentaires déjà parus à propos des livres 21–25 et 31–45 de l'*Ab urbe condita*. Ainsi, le volume est organisé en deux parties principales, traitant l'une après l'autre chacun de ces deux groupes de livres. Beaucoup plus longue, la première partie propose d'abord des «discussions textuelles» pour chaque livre. S'y confirme, par exemple, le peu d'intérêt de Tite-Live pour les précisions géographiques et techniques, qui engendre des incompréhensions successives du texte. Briscoe nous entraîne ensuite dans une palpitante enquête à propos des annotations d'époque humaniste au manuscrit London BL Harley 2493, célèbre pour comporter des notes de la main de Pétrarque. Lorenzo Valla y est aussi intervenu, ainsi qu'une autre main, qui, selon Briscoe, appartient à un seul auteur et ne serait pas celle de Panor-

mita, rival de Valla. Une liste minutieuse des leçons prises aux différentes éditions et aux commentaires de Weissenborn, Madvig et Müller, ainsi que quelques *addenda* et *corrigenda* viennent clore cette première partie. Plus concise, la seconde partie offre des réflexions ponctuelles, sur l'usage étrange d'un *ne* au livre 34 et la fin prématurée du livre 40 dans la version du proto-humaniste Lovato Lovati. Suivent finalement quelques commentaires et corrections aux livres de la décade. Briscoe démontre, s'il en était encore besoin, la finesse de son analyse et sa connaissance encyclopédique de Tite-Live. Ses querelles avec la critique française qu'il rappelle soulignent la vivacité des études liviennes aujourd'hui.

Marc Mouquin, Lausanne

**Tito Livio: Ab urbe condita liber XXVII.** A cura di Fabrizio Feraco. Cacucci, Bari 2017. 533 p.

C'est une chance pour les études liviennes de voir Fabrizio Feraco se détourner d'Ammien Marcellin à l'occasion de ce commentaire au livre XXVII de l'*Ab urbe condita*. Cet ouvrage vient, en effet, éclairer une décade encore peu commentée et plus précisément un livre charnière dans le récit de la deuxième guerre punique, puisque c'est là, grâce à la bataille du Métaure, que Rome relève la tête.

L'ouvrage débute ainsi par une récapitulation précise des enjeux complexes mis en relief par Tite-Live dans ce livre, entre les consuls brouillés, les colonies récalcitrantes et l'orgueil de Marcellus. Feraco fait ensuite état des leçons où il diverge de l'édition de Conway et Johnson, Oxford, 1935, qu'il choisit comme base. Le nombre de différences présage de la qualité de ses observations sur le texte qui forment la partie principale de l'ouvrage. Arrivant à la suite du texte tel que Feraco l'établit et de la traduction qu'il en propose, le commentaire aborde non seulement des questions de philologie et de codicologie, mais également des problèmes historiques ou stylistiques. L'ouvrage intéressera donc l'ensemble des chercheurs, quelle que soit leur approche.

Rarement traitée directement en parallèle au texte principal, la présence de la *periocha* du livre est une originalité bienvenue. Ce voisinage incite à la réflexion sur la transmission malheureusement si partielle de Tite-Live jusqu'à nous.

Marc Mouquin, Lausanne

**Seneca: Thyestes.** Edited with introduction, translation, and commentary by A. J. Boyle. Oxford University Press, Oxford 2017. CXLV, 561 p.

A. J. Boyle (hereafter B.) continues his journey through the plays of Seneca, turning out for Oxford University Press splendid commentary after splendid commentary. Following *Octavia* in 2008, *Oedipus* in 2011, and *Medea* in 2014, we now have *Thyestes*. B.'s interest in Seneca and his major contribution to the renewed study and appreciation of these plays goes back farther than that, of course, and includes more than commentaries. Worthy of mention, among much more, are his edition of the *Troades* (1994), his *Tragic Seneca* (1997), and his *Roman Tragedy* (2006). In the volume under consideration here we get a major introduction of nearly 150 pages (inevitably, there is some self-repetition and recycling of earlier work), a new text (he departs from Zwierlein's *OCT* on 33 occasions, all listed pp. 88–89), a verse translation, and a detailed commentary, all accompanied by a bibliography, an index of Latin words, a hugely useful index of passages from other plays in the Senecan corpus, and a general index. A "selective critical apparatus" is printed between the text and the commentary (pp. 80–87). Alongside exemplary explanation of the Latin and many examples of insightful literary analysis of individual passages, some fea-

tures of the commentary deserve special mention: B. is convinced that the play can be convincingly staged and keeps in mind users interested in this aspect of the text; frequent parallels with other Senecan plays are most usefully listed and discussed; many examples of wordplay are revealed; connections with Seneca's prose works and with Stoic philosophy more generally receive generous attention; Vergilian allusion, as one would expect, is frequent, but B. also picks up a striking number of references to the poetry of Horace; looking forward, we also get an intriguing set of parallels between Seneca and Statius, underlining once more the key role played by the tragedian in mediating the work of the Augustan poets to their Flavian successors. All in all, it goes without saying that everyone working on the *Thyestes* and on Senecan drama will have to use this book. I have been told that *Agamemnon* is next on B.'s list. It is eagerly awaited.

Damien P. Nelis, Geneva

**Roland Glaesser: Lucan lesen. Ein Gang durch das *Bellum Civile*.** Universitätsverlag Winter, Heidelberg, 2018. 202 S.

L'ouvrage de Roland Glaesser (R. G.), pensé comme un parcours dans l'épopée de Lucain et une introduction à destination des étudiants, professeurs et amateurs de littérature pourrait représenter, pour le monde germanophone, une bonne alternative au volume fondamental et encore indépassable de F. M. Ahl, *Lucan: an introduction* (Cornell University Press, Ithaca/London 1976). Si le spécialiste de Lucain ne tirera qu'un profit restreint de cette étude qui n'a rien de novateur, en revanche, le non-spécialiste, à qui elle s'adresse explicitement, gagnera à la lire pour mieux appréhender ou découvrir l'œuvre du poète néronien.

La première partie de ce travail, «Eine Werkschau – Das *Bellum Civile* Lucans», se veut une analyse linéaire de l'épopée. R. G. propose pour chaque chant un plan structuré, avec titres et sous-titres, donnant un aperçu efficace de l'œuvre. Résumés et paraphrases alternent avec des analyses plus détaillées de quelques vers pour les épisodes importants, comme celui de Curion en Afrique (p. 42–45). Celles-ci peuvent être accompagnées de notes de critique textuelle. Les problématiques principales sont dégagées et l'auteur prête une attention appréciable aux parallèles internes, en tenant à replacer les passages considérés dans l'économie de l'œuvre, sans oublier la dimension intertextuelle. Les notes, en fin d'ouvrage, complètent les analyses développées, en mentionnant des interprétations divergentes et des références pour qui souhaiterait aller plus loin que ce parcours nécessairement un peu simplificateur et schématique.

La seconde partie, «Themen und Aspekte des *Bellum Civile*», est la plus riche. R. G. y traite de sujets traditionnels dans les études lucaniennes: place et statut des dieux et du destin dans l'épopée; triade de «héros» du poème, César, Pompée et Caton; aspects poétiques comprenant la question délicate de la structure de l'œuvre et de son inachèvement; sens du poème autour des thèmes de la *pietas*, du *nefas*, de la liberté et de la mort; statut du narrateur et rapport aux personnages. Tout en reprenant les thèses admises, l'auteur propose aussi des interprétations personnelles intéressantes ou prend position dans les débats qui ne cessent d'agiter les lucaniens, comme celui de la fin de l'épopée et de la composition en tétrades (p. 132–133). Une bibliographie synthétique, mais actualisée, complète l'ouvrage. On peut y regretter l'absence presque totale des études françaises, notamment l'ouvrage collectif *Lucain en débat* (Ausonius, Pessac 2010), et la faible place concédée aux études italiennes.

Bénédicte E. Chachuat, Toulouse



**Apuleio: De Platone et eius dogmate. Vita e pensiero di Platone.** Testo, traduzione, introduzione e commento a cura di *Elisa Dal Chiele*. Ricerche: Centro Studi «La Permanenza del Classico» 35. Bononia University Press, Bologna 2016. 182 p.

Elisa Dal Chiele's (hereafter D. C.) volume offers an introduction, an Italian translation, and a commentary of the *De Platone et eius dogmate*, a Middle Platonic compendium of Plato's doctrine which MSS ascribe to Apuleius of Madauros. The book opens with an introduction, in which D. C. guides readers through a range of topics, including Apuleius' life, his rhetorical and philosophical background within the cultural *milieu* of the so-called Second Sophistic, and his Middle Platonic background which shines through the *De Platone*. This is followed by an overview of the treatise's content, a discussion of its Apuleian paternity – which D. C. accepts and tentatively assigns to the mature period of his life –, and of the manuscript tradition of the *De Platone*, which is transmitted by northern European MSS alongside Apuleius' *philosophica*, unlike his literary works, which only survived in Montecassino. D. C. provides also an insightful stylistic assessment of the treatise's prose and its *cursus mixtus* and *Scheinprosodie*, which are typical traits of later Latin, whereby earlier scholars disputed Apuleius' authorship of the *De Platone*. Lastly, D. C. discusses the *Nachleben* of the treatise up until the XV century. As D. C. notes (p. 18, n. 36), the almost contemporary publication of J. A. Stover, *A new work by Apuleius. The lost third book of the De Platone* (Oxford 2016) did not allow her to engage with this study. The Latin text is based on the Teubner edition by C. Moreschini, *Apulei Platonici Madaurensis. De philosophia libri* (Stuttgart/Leipzig 1991) but it presents many emendations more recently proposed by G. Magnaldi – a full list is provided in the note to the text at pp. 51–54. D. C.'s facing translation makes it possible to gain a clear understanding of Apuleius' philosophical prose, which is often conceptually and stylistically elaborate. The translation is followed by a helpful commentary which elucidates Apuleius' adaptation and Middle Platonic refashioning of Platonic theories, while also shedding light on the treatise's stylistic features and its textual issues. The author thereby deserves to be commended for producing this informative and accessible volume.

*Leonardo Costantini, Freiburg i. Br.*

**Gianni Guastella: Word of mouth. Fama and its personifications in art and literature from ancient Rome to the Middle Ages.** Oxford University Press, Oxford 2017. XIV, 464 p.

In this extremely impressive book G. Guastella (hereafter G.) has given us a fascinating study of *fama*. This is a book of truly impressive learning. It ranges widely and authoritatively, moving from the Greco-Roman world through the Middle Ages to the Renaissance. G. seems to be at home in every age and in every sub-field of scholarship, offering fascinating and convincing readings of both texts and images, taking his readers from Homer to Chaucer, via Vergil, Ovid, Hendrik Goltzius, and much else. The bibliography runs to 33 densely printed pages and brings together a vast amount of scholarship that will be a starting point for future research. Studies of fame, rumour or renown, depending on which aspect of the Latin word *fama* one wants to emphasize, have been flourishing in recent years, in a rather remarkable coming together of scholarly activity. P. Hardie's *Rumour and renown. Representations of Fama in western literature* (2012) is a scholarly *tour de force*. Note too A. Syson, *Fama and fiction in Vergil's Aeneid* (2013). And we still await the publication of a remarkable thesis by Séverine Clément-Tarantino, *Fama ou la renommée du genre. Recherches sur la représentation de la tradition dans l'Énéide*, a Lille doctoral dissertation of 2006. G.'s is a dynamic voice in this wider debate. It is important perhaps to point out that

his study is much more than a study of the Latin word *fama*. G. consistently takes a wider view, and thinks in terms of communication itself, the metaphors and personifications we use to visualize it and think about it, mystery and uncertainty, truth and falsehood, authority, belief and instability. In the days of fake news, this is a book that should be read far beyond the cloistered world in which classicists and art historians usually work.

Damien P. Nelis, Geneva

**Stefan Knoch: Sklaven und Freigelassene in der lateinischen Deklamation. Ein Beitrag zur römischen Mentalitätsgeschichte.** Untersuchungen zur Sozial-, Rechts- und Kulturgeschichte 19. Olms, Hildesheim/Zürich/New York 2018. VI, 217 S.

La conception de cet ouvrage est née de la collaboration de l'auteur au *Handwörterbuch der antiken Sklaverei (HAS)*, sous forme d'une notice consacrée à Sénèque le Père («Seneca Maior», in *HAS*, vol. 3 [2017], col. 2545–2547), dont le sujet est ici élargi à l'ensemble du corpus déclamatoire latin, couvrant un arc chronologique s'étendant du I<sup>er</sup> au VI<sup>e</sup> siècle de notre ère, du recueil de Sénèque le Père aux *Dictiones* d'Ennode de Pavie, en passant par les *Excerpta* de Calpurnius Flaccus, les *Declamationes Minores* et *Maiores* du pseudo-Quintilien et les *Romulea* de Dracontius, confrontés, si besoin, aux traités rhétoriques et aux sources juridiques. Quoiqu'esclaves et affranchis soient omniprésents dans ces textes et qu'ils y jouent un rôle significatif, il n'existait pas, à ce jour, d'étude spécifiquement consacrée à ce groupe social; le présent ouvrage se donne donc pour objectif de combler cette lacune. L'analyse proposée s'inscrit dans la perspective de l'histoire des mentalités et porte de ce fait non sur les *realia* de la vie servile, mais sur les opinions et préjugés des classes supérieures que révèlent les déclamations dans ce domaine. Après une bonne présentation du genre et une solide introduction méthodologique, elle s'articule en cinq thèmes et autant de chapitres liés à la position romaine vis-à-vis de l'esclavage (chap. 2: «Die grundsätzliche Einstellung gegenüber Sklaven und Sklaverei»), à l'acquisition des esclaves (chap. 3: «Die Beschaffung von Sklaven»), aux relations qu'ils entretiennent avec leurs maîtres et *familia* (chap. 4: «Das Verhältnis des Sklaven zu Herr und Herrin»), aux sanctions et punitions qui leur sont infligées (chap. 5: «Sklavenstrafen und *quaestio*»), aux questions épineuses de sexualité et d'*infamia* (chap. 6: «Sexualität und Infamie») et à leur émancipation (chap. 7: «Freigelassene und Freilassung»). L'enquête ainsi menée aboutit à des résultats originaux sur les attentes des classes supérieures en la matière, fondées sur un échange de bons procédés reposant sur des valeurs de correction, d'adéquation et de réciprocité: on attend des élites qu'elles traitent bien leurs esclaves et affranchis, et de ces derniers qu'ils se comportent correctement envers leurs maîtres ou leurs patrons. Quand on sait la place centrale que les exercices déclamatoires ont occupée dans leur formation, on comprend dès lors le rôle essentiel qu'ils ont par là même aussi joué dans la consolidation de l'institution esclavagiste et, par conséquent, de toute la hiérarchie sociale. En conclusion, il s'agit d'une très bonne synthèse, sur un sujet inédit, par un fin connaisseur de ces problématiques, à qui l'on doit déjà plusieurs études sur la question de l'esclavage antique.

Catherine Schneider, Strasbourg

**Bernd Lorenz: Griechische Grabgedichte Thessaliens. Beispiele für poetische Kleinkunst der Antike.** Kalliope: Studien zur griechischen und lateinischen Poesie 16. Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2019. 294 S.

L'ouvrage de B. Lorenz (L.) témoigne de l'intérêt qu'il a porté de longue date à la poésie funéraire thessalienne: en 1976, l'auteur avait publié un recueil de 29 poèmes de

tradition littéraire et épigraphique intitulée *Thessalische Grabgedichte vom 6. bis zum 4. Jahrhundert v. Chr.* Le sous-titre choisi pour son nouveau travail sur ce sujet n'est pas trompeur. Le mot «Beispiele» exprime clairement le fait que cet ouvrage ne propose pas une édition critique complète des épigrammes funéraires de Thessalie, mais un recueil d'inscriptions déjà publiées datables entre le VI<sup>e</sup> s. av. J.-C. et le IV<sup>e</sup> s. apr. J.-C. choisies en tant qu'échantillons d'une *Kleinkunst* de l'Antiquité. L'auteur a sélectionné 117 épigrammes qui ont fait l'objet de nombreuses publications (voir par ex. les n<sup>os</sup> 13, 23, 88, 95, 115) ou qui ont été seulement mentionnées avec une transcription dans les revues de veille archéologique (voir par ex. les n<sup>os</sup> 44 et 110) et les a classées selon l'ordre géographique région/cité des IG, puis dans le cadre de chaque cité, il a adopté l'ordre chronologique. Même si l'importance des contextes et des aspects matériels des inscriptions est mentionnée en introduction (p. 17) et même si dans le lemme de chaque inscription un champ «état actuel (du support)» apparaît, l'attention de l'auteur se concentre essentiellement sur les textes et leur réception dans les études modernes.

Le recueil est précédé d'une brève introduction en deux volets sur l'importance des inscriptions en général et les spécificités des épitaphes (p. 13–18) et sur les caractéristiques propres à la poésie funéraire thessalienne (p. 19–30). Le cœur de la publication, «Die Grabgedichte» (p. 51–276), est constitué par la présentation des 117 inscriptions, chacune pourvue d'un lemme descriptif avec bibliographie, le texte grec, sporadiquement des courtes notes critiques, des traductions en plusieurs langues tirées des éditions précédentes ou, le cas échéant, fournies par l'auteur. Quand l'inscription comporte une partie en prose et une autre en vers, L. se borne à la seule traduction de cette dernière (voir par ex. le n<sup>o</sup> 103). Des notes de commentaire («Notiz»), sous forme de liste d'éléments notables ou de jugements de valeur apportés au texte complètent la fiche de chaque document, voir p. 91 l'exclamation affligée «Welch ein Geschick! ...» à propos d'une histoire effectivement touchante et p. 267 la phrase «Paideia und arete: Welch ideale Kombination!» qui constitue tout le commentaire de l'épigramme n<sup>o</sup> 113.

Globalement, le livre se présente comme la version imprimée d'une base de données, probablement non révisée par des pairs et par un comité éditorial, en d'autres termes un collage d'informations diverses tirées de la littérature scientifique qui n'a pas été réélabore et mené à une forme éditoriale définitive. Je me limiterai à fournir les éléments les plus évidents qui justifient cette assertion. On se demande, par exemple, quel a été le critère d'inclusion des textes. L'épithaphe n<sup>o</sup> 45 est considérée comme métrique, alors que l'on ne distingue qu'un hémistiche hexamétrique et que cette séquence prosodique pourrait être autant le fruit du hasard qu'intentionnelle. Le texte en question aurait pu figurer dans une section de «*dubia*». En revanche, l'épigramme pour Démophilos et Autoboulos, un mélange de prose et poésie où l'on distingue sûrement un pentamètre, n'est pas incluse dans le recueil au sens strict, car elle n'est pas numérotée, mais seulement mentionnée (p. 264–265), son texte grec est translittéré en alphabet latin – on s'interroge sur les raisons qui ont empêché l'usage d'une police grecque – et suivi d'une traduction allemande.

Des traductions en plusieurs langues sont fournies de manière non systématique, par exemple la traduction française du n<sup>o</sup> 49, qui existe chez Tziaphalias *et alii* 2016, n'est pas intégrée. Par ces traductions multiples L. souhaite porter l'attention des lecteurs sur la réception moderne des épigrammes. Cette intention sans doute louable est gâchée par une certaine négligence de l'orthographe des langues vivantes, comme le montre le nombre très important de fautes dont je ne donnerai que quelques exemples: p. 67 il n'y

a pas d'accents ni de concordance singulier/pluriel dans la traduction française; p. 99 «que tu voi» au lieu de «que tu vois»; p. 258 «addoloro» au lieu de «addolorò». De manière générale, les accents ont été souvent omis en français et en italien (p. 78, 135, 142, etc.). Dans les traductions il y a également quelques coquilles («Kimon» au lieu de «Kinon», p. 52). Le manque de soin éditorial se remarque aussi dans les mots grecs translittérés en alphabet latin (voir p. 52: *pinytos*) qui n'ont pas un statut différent des autres mots grecs imprimés en police grecque.

Une attention particulière a été apportée à la bibliographie de chaque inscription. Le lemme bibliographique n'est pas génétique, mais chronologique et sépare les éditions des études. Cet inventaire bibliographique peut offrir un bon point de départ pour les études à venir.

Des annexes complètent l'ouvrage: «Gedichtlänge», p. 277–278; lieux de conservation ou d'archivage (Musée, n° d'inventaire et code des Archives thessaliennes de Lyon GHW), p. 279–281; des tables de concordances avec *IG IX 2*, Peek, *GV*, McDevitt, Cairon et *CEG* (p. 283–286); un tableau chronologique (p. 287–288); un index des noms propres (p. 289–292); une table des provenances (p. 293–294).

Pour conclure, l'auteur met à disposition un instrument de travail personnel qui pourra être utile, mais qui aurait mérité un plus grand soin éditorial.

*Eleonora Santin, Lyon*

*Paola Angeli Bernardini/Maria Grazia Fileni* (edd.): **Tipologie e modalità della mediazione nella Grecia antica. Le fonti letterarie**. Biblioteca di Quaderni Urbinati di Cultura Classica 14. Fabrizio Serra, Pisa/Roma 2017. 140 p.

La miscellanea curata da P. Angeli Bernardini e M. G. Fileni, quattordicesimo volume della Biblioteca di «Quaderni Urbinati di Cultura Classica», aborda il tema della mediazione nella Grecia antica a partire da un ampio spettro di testi greci: dall'epica alla lirica, dal teatro agli scritti di Aristotele. Il volume si apre con un'introduzione finalizzata a far emergere il filo conduttore che tiene insieme i dieci contributi, di per sé piuttosto eterogenei: l'interesse per «il testo letterario, cioè il testo pervenuto per iscritto, sia esso più propriamente poetico, drammatico o storiografico» (p. 9) come base dell'analisi di una pluralità di contesti in cui il termine «mediazione» risulta pertinente. Il primo contributo, «La mediazione o la difficile arte di mettere d'accordo nella Grecia antica. Cosa dire e come dirlo», di A. Cozzo, funge da saggio introduttivo, per il quadro teorico entro cui l'autore colloca un'ampia panoramica, corredata da citazioni di fonti antiche, di aspetti della mediazione relativi alla comunicazione «digitale» (contenuti) o «analogica» (relazione con e tra le parti). Il saggio di A. Cozzo inaugura, inoltre, il primo nucleo tematico del volume, composto dai contributi di M. G. Fileni («Aspetti della mediazione umana e divina nell'*Iliade*»), A. Camerotto («Le parole alate nel mezzo: variazioni epiche tra il duello e la *xenia*») e O. Olivieri («Teognide, il poeta che non media»), nucleo che fa perno sulla prassi della mediazione «nell'ambito della vita sociale, politica, religiosa, familiare» (p. 10). A questo primo nucleo segue quello dedicato alla mediazione in ambito teatrale, con il saggio «La mediazione narrativa nella tragedia di Sofocle», diviso a sua volta in «Conflitti impossibili, mediazioni necessarie», di L. Lomiento, e «Mediazioni impossibili, conflitti necessari», di M. Dorati. L'attenzione si sposta poi sul ruolo di mediazione del coro, con «La mediazione del coro nell'*Andromaca* di Euripide», di G. Galvani, e «Il ruolo di mediazione del coro nell'agone comico», di L. Bravi. In questi contributi si alternano il punto di vista intra-diegetico (la mediazione tra i personaggi delle *pièces* teatrali) e quello

extra-diegetico (la comunicazione tra poeta e pubblico). Nell'ultima sezione del volume ci si addentra in ambito religioso, con due saggi che trattano di figure mediatrici tra il mondo umano e quello divino: «Animali tra dèi e uomini nella Grecia antica», di D. Loscalzo, e «La figura del sacerdote e il suo ruolo di mediatore fra divino e umano», di N. Serafini. Il contributo conclusivo del volume, di M. Moggi, è invece dedicato a una forma di *mesotes* politica elaborata in ambito filosofico: «*Mesotes, mesoi, meson*: l'antidoto aristotelico contro la *stasis*». Corredano il volume un indice dei nomi e un indice dei passi.

Ombretta Cesca, Losanna

**Lucio Ceccarelli: Contributions to the history of the Latin elegiac distich.** Studi e Testi Tardoantichi: profane and Christian culture in Late Antiquity 15. Brepols, Turnhout 2018. 362 p.

After more than twenty years dedicated to Latin metrics, which already culminated in a monograph on stichic hexameters (*Contributi per la storia dell'esametro latino*, Roma 2008), Lucio Ceccarelli applies his expertise to the study of the Latin distich from Catullus to Venantius Fortunatus, both in an evolutionary perspective and through the individual characteristics of the poets.

Based on scansiones conducted manually, the discussion is essentially grounded in statistics and does not aim to provide explanations for the phenomena identified nor to address problems of authenticity or dates. It spans in two parts: the first analyses the Latin elegiac distich from Catullus to Martial, examining roughly 17,500 distichs (Catullus, Tibullus, Propertius, Lygdamus, Ovid and Martial, as well as the *Consolatio ad Liviam*), while the second focuses on 9,000 distichs from the Late Antique period (Venantius Fortunatus, Paulinus of Nola, Ausonius, Sidonius Apollinaris, Prudentius, Luxorius, Dracontius, Claudian, Avianus, Prosper of Aquitaine, Maximian, Rutilius Namatianus, Ennodius, Orientius and the *In laudem Sanctae Mariae*). Both sections are organised in the same way, each developing six main points: 1) the dactylic and spondaic realisations in general, the schemes, their correlation in rankings and repetition, the realisation of the final element; 2) the line-breaks in the third and fourth foot of the hexameter; 3) the verbal metre of the *clausula* in both metre, the iambic words at the end of hemistichs in the pentameter; 4) the *synaloepha*; 5) conclusions on the elegiac distich; 6) comparisons between elegiac hexameter and hexameter *kata stichon*. At the end of the discussion, a concluding section recapitulates the results. There is also a comprehensive bibliography as well as numerous tables presenting raw data. The discussion relies on statistical tests (Yule coefficient, Spearman- and  $\chi^2$ -test) aiming at evaluating the proximity between authors with regard to a specific trait, the distance between texts so as to schemes, and the variation between actual values and expected probabilities. This approach confirms with critical judgement key characteristics of the Latin elegiac distich – among which the importance of Ovid, both as an innovator and as a lasting model – and in many ways pushes beyond M. Platnauer's previous study (*Latin elegiac verse*, Cambridge 1951).

One might have expected additional emphasis on the author's choice of criteria, as well as some more details on how the data was collected (second-foot breaks are not mentioned and the issue of determining line-breaks is quickly set aside) and, perhaps, the inclusion of more textual examples, such as the (only) one provided for Sidonius (204–206). Moreover, the in-depth presentation of data and of its statistical significance would have benefited from a more readable format, allowing simultaneous consultation of the useful tables. These remarks in no case weaken the impressive analysis conducted on the mate-

rial, however, and the discussion is very critically nuanced throughout – maybe at times exaggeratedly so – and thoroughly summarised after each section. Supported by all the raw data, these *Contributions* definitely provide a solid reference to foster future research and to enrich the knowledge of the history of the Latin distich.

Dylan Bovet, Lausanne

**Romain Garnier: La dérivation inverse en latin.** Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft 157. Institut für Sprachen und Literaturen der Universität Innsbruck, Innsbruck 2016. 524 p.

Dans ce livre, Romain Garnier (R. G.) entreprend de décrire le phénomène de la dérivation inverse (D. I.) dans l'histoire du latin, soit le type *pugnāre* → *pugna*. Il affirme que la D. I. a jusqu'à présent été négligée par la grammaire comparée, et que bien plus de mots latins s'expliquent par le biais d'une D. I. qu'on ne l'admet communément. Après une longue introduction méthodologique (p. 17–129), le livre étudie les différents types de dérivés inverses, soit les noms postverbaux (p. 133–353), les noms non-postverbaux (p. 357–385) et les verbes (p. 387–411). Après de brèves conclusions, l'index offre les lemmes arrangés par ordre alphabétique mais sans aucun tri chronologique et sans les distinguer selon leur degré de probabilité.

Mon jugement sur ce livre est double. D'un côté, nous avons affaire à un latiniste érudit et perspicace qui connaît bien la langue, les textes et la méthode comparative qui sert à reconstruire les étapes non-attestées de la langue. Il n'y a aucun doute que cette monographie figurera à l'avenir parmi les ouvrages à consulter en priorité par quiconque s'occupe d'étymologie latine. De l'autre côté, le livre souffre de lourds défauts méthodologiques qui rendent son usage des plus précaires. L'auteur affirme que des centaines de mots latins dont on considère l'étymologie comme incertaine ou inconnue reflètent des changements phonétiques vernaculaires sporadiques (syncope, lénition, dissimilation, etc.), à invoquer à bien plaisir. Ainsi, *digitus* viendrait de *\*indicitāre* (p. 95), *meātus* de *\*mitātus* (p. 100), *accubitāre* de *\*ob-cubitāre* et ce dernier verbe de *caput* (p. 229), etc. Ces plus de 30 «lois phonétiques» (ou du moins désignées comme telles par R. G.) ne sont le plus souvent illustrées que par le mot ou les quelques mots qu'elles doivent expliquer. Plus grave encore, la chronologie relative des développements phonétiques et des procédés morphologiques invoqués est systématiquement ignorée. On trouve des longues concaténations d'hypothèses, comme la proposition selon laquelle *plūma* viendrait de *pilus* via *\*pilūtus* >> *\*pilūmen* >> *\*im-pilūminātus* > *\*im-pilūmātus* > *\*implūmātus* >> *implūmis* (p. 382), ou celle voulant que *gerere* vienne par diverses étapes de *\*ad-agerāre*, dérivé supposé de *\*ad-ago* (p. 400), au mépris complet de la forme radicale *ges-* du parfait. Dans de tels cas, à mon avis, l'ingéniosité s'éloigne trop des faits. L'absence de tout essai de tri critique des étymologies proposées dans la conclusion est symptomatique, et elle prive le lecteur d'un important outil d'évaluation.

Michiel de Vaan, Lausanne

**Anne Queyrel Bottineau/Marie-Rose Guelfucci (éds): Conseillers et ambassadeurs dans l'Antiquité.** Dialogues d'histoire ancienne: supplément 17. Presses universitaires de Franche-Comté, Besançon 2017. 866 p.

Ce volumineux ouvrage est le fruit de deux rencontres internationales qui se sont tenues à Paris et à Besançon, en juin et octobre 2015, et qui avaient pour but d'étudier les compétences, les modalités d'intervention et l'image des conseillers et des ambassadeurs

durant l'Antiquité (plus particulièrement dans le monde grec et à Rome). Ainsi, ce sont quelques 37 contributions qui ont été réunies et éditées par Anne Queyrel Bottineau (A. Q. B.) et Marie-Rose Guelfucci. En parcourant le sommaire, le lecteur ne peut que se rendre compte de la richesse d'un tel sujet et de l'originalité des communications qui ont animé ces deux colloques.

Le recueil s'ouvre sur une introduction rédigée par A. Q. B. dans laquelle l'auteure propose une définition du conseiller comme étant le détenteur d'un avis compétent et un expert en communication, qui délivre «des conseils à celui qui doit décider». Elle souligne également la position-clé du conseiller vis-à-vis du pouvoir de décision ainsi que la relation particulière qu'il développe avec ce dernier, peu importe l'époque ou le système concerné. Le fait que certains conseillers endossent également un rôle d'intermédiaire ou de négociateur justifie l'élargissement de l'étude pour y inclure également la figure des ambassadeurs. Cette utile introduction permet au lecteur d'entrer au cœur des problématiques soulevées par un tel sujet. L'ouvrage est ensuite organisé en cinq parties précédées d'un prologue qui pose d'emblée les thèmes principaux et récurrents de l'ouvrage: la représentation du conseiller et sa relation avec le conseil. Suit la partie I intitulée «Figures de sages conseillers» qui se décline elle-même en deux sous-chapitres. Le premier se propose d'explorer quelques figures de conseillers dotés de sagesse et de savoir (historiens, philosophes, intellectuels), capables de dispenser des conseils judicieux en matière de politique. Le second s'intéresse plus particulièrement aux rapports entre le pouvoir politique et le religieux (usage des serments, consultations divinatoires, ...). La partie II «Conseillers en régime démocratique: le cas d'Athènes» se découpe, quant à elle, en trois chapitres qui permettent d'aborder successivement la représentation du conseil sur la scène tragique, l'élaboration et la théorisation du statut du conseiller à travers le cas des sophistes et d'Isocrate, et enfin l'orateur à la tribune. La partie III «Les conseillers des puissants» se subdivise en deux chapitres qui mettent en exergue le type de relation qui lie les hommes ou les femmes de pouvoir avec des membres de leur entourage qui endossent un rôle de conseiller. La partie IV «Perception et représentation des conseillers» est, elle aussi, découpée en deux chapitres qui se penchent sur les figures de mauvais conseillers (ou conseillères) et les problèmes soulevés par la partialité ou la désinformation des sources. Enfin la partie V «Ambassadeurs, négociateurs et intermédiaires», qui fait office d'épilogue, est, elle aussi, subdivisée en trois parties qui abordent des figures complémentaires à celle du conseiller en se rapprochant davantage de la question de la diplomatie.

Nous saluons la qualité des articles et la richesse des thèmes abordés dans les différentes contributions qui permettent de couvrir un large panorama chronologique et géographique, tout en s'appuyant sur des sources diverses (littéraires mais aussi épigraphiques, iconographiques et papyrologiques). Cet ouvrage est très utile car si le thème des conseillers est fréquent dans les sources antiques, il n'avait jusqu'à présent fait l'objet que de travaux ponctuels. En effet, aucune étude d'ensemble n'avait encore été proposée. C'est aujourd'hui chose faite et il ne fait aucun doute que ce livre restera pour longtemps une somme de connaissances et une référence sur la question des conseillers et des ambassadeurs dans l'Antiquité. On ne peut que regretter l'absence d'une brève conclusion de la part des éditrices qui aurait permis de poser une synthèse générale.

*Lara Dubosson-Sbriglione, Lausanne*

*Carolynn E. Roncaglia: Northern Italy in the Roman world. From the Bronze Age to Late Antiquity.* Johns Hopkins University Press, Baltimore 2018. XXI, 232 p.

L'opera è strutturata in tre parti, dedicate alla creazione, allo sviluppo e alla dissoluzione dell'Italia settentrionale romana. La prima (p. 1–60) ripercorre in tre capitoli le origini dall'età del Bronzo fino alla seconda età del Ferro, la storia della conquista romana (con importanti differenze a sud e a nord del Po) e la conseguente nascita di nuove identità locali (condizionate dalla cittadinanza). La seconda (p. 61–115) è composta da quattro capitoli, uno sul controllo statale romano sulle città dell'Italia settentrionale (quasi assente in età augustea, in crescita in età antonina) e tre su casi di studio: la monumentalizzazione di *Comum* (dipendente da iniziative personali di Plinio il Giovane), la produzione tessile nella Pianura Padana (con specializzazioni locali), Aquileia e la sua rete di contatti commerciali specialmente nelle province (area danubiana). La terza (p. 117–144) conta un solo capitolo sulla tarda Antichità e l'alto Medioevo, che tocca vari temi, p. es. l'ascesa di *Mediolanum* come città imperiale e sede vescovile, la militarizzazione dell'Italia settentrionale e la successione dei regni barbarici.

R. presenta un argomento vasto in un libro di dimensioni contenute, dimostrando di avere una buona visione d'insieme delle fonti antiche (specialmente letterarie ed epigrafiche, ma anche archeologiche e numismatiche) e della letteratura scientifica internazionale. Quest'opera merita di essere conosciuta e usata da studenti e ricercatori, ma presenta errori strutturali e formali. Il titolo è in contraddizione con il sottotitolo (*Roman World/ Bronze Age*). Il capitolo sui tessili, «The Tanaro valley and Italian networks», tratta in realtà diversi centri dell'Italia settentrionale. Le conclusioni della terza parte (p. 141–144) valgono per l'intero libro e andrebbero separate. Le note contengono utili complementi, ma sono scomode a fine testo. Mancano buone carte e una tabella cronologica. Nei termini latini vi sono importanti errori (*numines*, *locus datum*, *quottuorvir* ecc.). I testi epigrafici sono copiati da «Epigraphik-Datenbank Clauss/Slaby» (con rispettivi errori) pur disponendo di «Epigraphic Database Roma». La bibliografia è completa, aggiornata e poliglotta (inglese, italiano, francese e tedesco), ma abbonda di errori d'ortografia. L'indice è pratico ma lacunoso (p. es. mancano riferimenti ai vari *collegia* citati nel volume, salvo i *c. nautarum*); un errore (p. 224 s. v. Caligula: riferimento a p. 70, dove è citato Gaio Cesare) fa sospettare una confusione fra i due personaggi. Il valore complessivo dell'opera ne rende auspicabile un'edizione riveduta, corretta ed eventualmente ampliata con nuovi casi di studio.

Romeo Dell'Era, Losanna

*Richard Goulet (éd.): Dictionnaire des philosophes antiques.* Volume VII: **D'Ulpien à Zoticus avec des compléments pour les tomes antérieurs.** CNRS, Paris 2018. 1470 p.

Le septième volume du *Dictionnaire des philosophes antiques* (DPhA) dirigé par R. Goulet vient conclure l'entreprise monumentale commencée en 1989. Il comprend les notices proprement dites (p. 85–1017), deux annexes (p. 1019–1174), un *epimetrum* (p. 1175–1217) et des index (p. 1219–1465).

Les notices sont divisées en deux sections: notices de U à Z (91 notices) et compléments aux tomes antérieurs (135 notices). Une importante notice sur Pythagore (350 p.) est organisée en trois sections et répartie entre *Compléments* et *Annexes*: Pythagore (C. Macris, R. Goulet, K. Prochenko, A. Izdebska), Pythagoriciens anciens (C. Macris), formes d'influence du pythagorisme au-delà de l'Antiquité (C. Macris). Les autres notices les plus étendues sont consacrées à Xénophon, Varron, Grégoire de Nysse, Zénon de Citium, Philolaos, Simmias de Thèbes, Didyme d'Alexandrie, Timée de Locres. Les annexes



se composent de brèves notices sur le Lycée, la Stoa, le Jardin, l'École d'Apamée et des parties II et III de la notice sur Pythagore. L'*epimetrum* présente des données statistiques (tableaux et graphiques) de première importance pour notre connaissance du mouvement philosophique dans l'Antiquité: il nous renseigne sur les personnes qui ont pu jouer un rôle dans la réalité de l'enseignement technique mais que l'histoire n'a pas retenues comme des figures déterminantes. Le *DPhA* rassemble plus de 2491 noms de personnes dont l'activité philosophique est jugée incontestable, quoique «philosophe» soit défini en un sens large (p. 1177): toute personne non fictive qui se présente comme philosophe, qui a écrit des textes philosophiques, ou qui a exprimé des idées philosophiques ou les a enseignées (incluant les personnes auxquelles la tradition ancienne a prêté l'une ou l'autre de ces activités). Le caractère lacunaire des informations conduit à un ensemble de précautions méthodologiques clairement explicitées. Les données rassemblées distinguent: répartition générale par école et siècle; femmes philosophes par école et siècle; régions d'origine; lieux de formation; lieux d'enseignement et d'activité; maîtres et disciples; familles et dynasties; nombre de traités rédigés; attestations épigraphiques; statues et portraits; activité complémentaire; activité politique. Des listes permettent d'identifier les philosophes inclus dans chaque catégorie. Les utiles index transversaux aux sept volumes du *DPhA* comprennent: noms propres; «mots-vedettes», c'est-à-dire noms communs et propres (en grec, latin, français) figurant dans les titres d'ouvrages philosophiques ou potentiellement philosophiques attribués aux personnes bénéficiant d'une notice; écrits issus de l'activité savante.

L'ouvrage frappe par la variété et l'étendue du matériau mobilisé et discuté. Celui-ci ne se limite pas aux textes mais comprend iconographie et épigraphie. Sont inclus des personnages dont l'appartenance au champ de la philosophie est problématique ou dont ce n'est pas l'activité principale; la discussion porte alors sur les aspects philosophiques de leur formation ou de leur œuvre, mais le degré de focalisation varie parfois significativement. Dans certains cas, la conclusion est l'absence de lien réel d'un personnage à la philosophie.

Je ferai deux remarques de méthode sur l'*epimetrum* (qui ne diminuent en rien son intérêt): 1. Nos connaissances ne reflètent pas simplement celles des sources anciennes qui nous sont parvenues mais plutôt les *interprétations* proposées par nos sources, à partir d'un matériau qui en grande partie nous échappe. Or cela vaut non seulement pour ce qu'on entend par «philosophe», mais aussi par «mouvement social», dans les différents aspects qu'on décide d'en étudier. En effet on peut souvent douter que certaines informations transmises par les sources anciennes reflètent autre chose que des extrapolations construites *a posteriori* sur la base de la doctrine du philosophe (comme l'écriture de traités complémentaires ou une activité politique). Par ex. «philosophes ayant eu une activité politique» signifie le plus souvent «personnes que nos sources ont *interprétées* comme des philosophes et auxquels ces sources anciennes ont pu *prêter* une activité politique à un moment donné»; 2. Les données se focalisent à juste titre sur les grandes tendances observables mais les cas isolés sont intéressants jusqu'à un certain point. Ainsi un certain Sallustius est présenté comme empédocléen car il a écrit des *Empedoclea* en latin au 1<sup>er</sup> s. av. J.-C. (tableau 1; cf. Cic., *Ad Quint. fr.* II.9). On peut à cet égard regretter qu'une partie de l'information ait été subsumée sous une catégorie «autre» (distincte de «indéfinie»), pour de légitimes raisons de lisibilité; les «autres» représentent parfois un nombre plus grand que les catégories identifiées où la population est la moins nombreuse (par ex. tableau 4).

En résumé, ce volume permet de mettre en perspective les résultats de l'entreprise immense commencée en 1989, dont il constitue une véritable conclusion d'ensemble.

*Xavier Gheerbrant, Chengdu*

*Hans-Markus von Kaenel: Theodor Mommsen in den Bildmedien. Zur visuellen Wahrnehmung einer grossen Persönlichkeit des 19. Jahrhunderts.* Frankfurter archäologische Schriften: Beiheft 1. Habelt, Bonn 2018. XVI, 214 S., 111 Abb.

Wie wenige andere ist Theodor Mommsen (1817–1903) durch Umfang, Gehalt und Wirkmächtigkeit seines wissenschaftlichen Œuvre schon zu Lebzeiten zum Bild eines deutschen Gelehrten geworden. Hans-Markus von Kaenel (K.) nimmt dies wörtlich und weist in dem bisher eher nebenbei behandelten Bereich der Bilder eine Fülle von Darstellungen Mommsens nach. In aufsteigender Linie behandelt er die im 19. Jahrhundert neuen Bildmedien Fotografie und Xylographie und die Berichte in illustrierten Zeitungen (9–48), dann Zeichnungen, Radierungen und Lithografien (49–59), Gemälde (60–76), Medaillen und Plaketten (77–86), Bildnisbüsten und Statuetten (87–102), um bei Totenmasken und dem Abguss der rechten Hand, sowie dem – freilich nicht abgebildeten – Gehirn Mommsens zu enden (103–108). Ergänzend treten die Orte des Gedenkens (109–136), die Popularisierung des Bildes durch Postkarten, Reklamesammelbilder und Briefmarken (137–150) und schliesslich die Karikaturen (151–169) hinzu. Unter den Anhängen ist vor allem der über die gleich sieben Gemälde hervorzuheben, die der damals führende Porträtist des Kaiserreiches, Franz von Lenbach, Mommsen gewidmet hat (181–185). Doch selbst das Schild des IC Zuges 724 der Deutschen Bundesbahn «Theodor Mommsen» darf nicht fehlen (188).

Von der schieren Grösse her erreicht keines der Denkmäler das Säulenmonument, das dem Historiker der Stadt und Galliens, Camille Jullian (1859–1933), 1934 in Bordeaux gewidmet worden ist, aber in ihrer unglaublichen Vielfalt spiegelt die vorgeführte Bilderwelt «Mommsens Aura», die K. mit einigen eindrucksvollen Zeugnissen von Zeitgenossen – besonders von Mark Twain – belegt (46–48). Zugleich ist sie auch von kulturgeschichtlichem Interesse, etwa in dem Wandel von klassizistisch geprägten zu naturalistischen Darstellungen, wobei die Familie Mommsen eher die ersteren bevorzugte.

Zeitgeschichtliche Bedeutung haben insbesondere manche der Karikaturen, wie die zur lex Heinze und zum Fall Spahn (160–167), wobei die eindrucksvolle Darstellung der Gründungsversammlung des Berliner Goethebundes hervorgehoben sei (Abb. 27). Die Mommsenbilder ausserhalb Deutschlands sind nicht berücksichtigt; zwei Fotos zeigen aber den deutschen Gelehrten bei der Generalversammlung der «Internationalen Assoziation der Akademien» in Paris im Jahre 1901 (38). Ergänzend verdient Erwähnung das Foto von seinem Vortrag als Ehrenpräsident des Kongresses in der repräsentativen Publikation über die Pariser Akademie: A. Franklin u.a. (Hg.), *L'Institut de France*, Paris 1907, 185. Als deutscher Historiker schlechthin verweigert Mommsen postum in einer Karikatur des Simplicissimus (26, 1921, 181, im Typ Abb. 26 entsprechend) eine Stellungnahme zur Kriegsschuldfrage, weil er erst die Schuldfrage Karthagos klären müsse.

Zwei kleine Irrtümer: Cornelius Varus sollte in Quinctilius Varus zurückverwandelt werden (114); selbst in einem Gemälde war Mommsens Grübeln «scharfsinnig», nicht «schafsinnig» (70).

Das gründliche Werk bietet für jede Beschäftigung mit Mommsen eine willkommene visuelle Ergänzung.

*Jürgen von Ungern-Sternberg, Basel*

Arlette Neumann-Hartmann/Thomas S. Schmidt (Hgg.): **Munera Friburgensia. Festschrift zu Ehren von Margarethe Billerbeck.** Lang, Bern 2016. 308 S.

Questa *Festschrift* raccoglie studi da diversi ambiti dell'antichistica che riflettono in larga misura la straordinaria varietà di interessi della studiosa benemerita alla quale essa è dedicata.

Nello studio di M. Steinrück si vogliono rintracciare in versi formulari come ad es. *Od.* 14,320 ἀμφὶ δέ με χλαῖνάν τε χιτῶνά τε εἴματα ἔσσειν residui sintattici risalenti a cataloghi micenei: l'argomento di cui ci serve a tal fine, l'accentuazione, appare tuttavia troppo labile per dimostrare questo legame. Su basi più solide poggia l'indagine storica di M. Piérart, che ruota intorno al concetto di βασιλεία nelle riflessioni sulle forme di potere politico in Polibio, la cui preferenza andrebbe tuttavia a quegli uomini politici in grado di affermare la loro supremazia all'interno di regimi come quello democratico in Grecia o repubblicano a Roma. Del dialogo luciano *Fugitivi* tratta B. Wyss per rintracciare nella ivi contenuta *querella philosophiae*, ove vengono bollati gli «Scheinphilosophen», etichettati anche come sofisti (a loro volta paragonati a Centauri), motivi riconducibili già alle *Nuvole* di Aristofane, alla *mese* o ad alcuni epigrammi derisorî dell'*Anthologia Palatina*. Una rassegna di reminiscenze classiche, sinora trascurate, nell'elogio funebre di Gregorio di Nazianzo a Basilio di Cesarea (or. 43) offre T. S. Schmidt: esse vanno da riprese testuali incontrovertibili di giunture euripidee (*IT* 28–29) o aristofanee (*Vesp.* 1183) a richiami più o meno letterali di interi giri di frase da Tucidide, Demostene o Isocrate; non mancano semplici, ma non meno plausibili allusioni, associazioni di idee o variazioni tratte da altri autori, accomunate dall'essere perfettamente integrate nel contesto in cui vengono usate. Un utile contributo sulla figura di Stefano di Bisanzio proviene da A. Neumann-Hartmann, una storica collaboratrice di M. Billerbeck nell'impresa editoriale ed esegetica degli *Ethnika*: in un interessante sguardo complessivo sull'attività del lessicografo, in particolare nelle sue declinazioni di *Textkritiker* e *Quellenkritiker*, dal quale ci viene restituito il profilo di un filologo che coniugava il suo ampio sapere a uno scrupoloso vaglio delle fonti nonché all'accuratezza critica delle scelte testuali. Da Stefano di Bisanzio prende spunto anche O. Curty per trattare i lemmi attinenti alle fondazioni mitiche delle città di Lesbo: si giunge alla conclusione che la tradizione mitica legata a Makar come padre dei quattro eponimi di queste città sarebbe anche quella ufficialmente riconosciuta dalla Confederazione lesbica ove Lesbos appare come sua coniuge. Ai libri menzionati nei documenti d'archivio bizantini è dedicata la rassegna di J.-P. Spieser, che mette in evidenza l'importanza preponderante, in questo contesto, dei libri liturgici rispetto a quelli profani. Le vicende e il contenuto del Codex Bodmer 115 sono oggetto dell'indagine di P. Andrist, il quale constata come le attese di ritrovarvi il capitolo perduto della *Parafrasi dello Strategicon* ovvero di riconoscervi un apografo parziale del Laurentianus plut. 55.4 siano andate deluse. Su pratiche divinatorie antiche vertono il contributo di C. Zubler, sulla traduzione di un frammento di chiromanzia greca, e quello di V. Dasen sull'evidenza iconografica relativa a un gioco d'azzardo noto col nome di κλήρος διὰ δακτύλων (la nostra *morra*). Di un'idria campana a figure rosse conservata a Fribourg si occupa J.-R. Gisler che procede a un esame metodico delle caratteristiche stilistiche del Pittore di Laghetto, autore del vaso, così come dei motivi che compongono la scena, che allude implicitamente al mito (Eros, Dioniso) pur senza rappresentarlo. Si torna alla filologia con l'acuta indagine, probabilmente la più interessante dell'intero volume (almeno per chi scrive), sulla «ritmizzazione linguistico-musicale» esemplificata sugli *Amores* di Ovidio: questi giocherebbe con un sistema di decadi (composte da cinque distici), la cui trama di corrispondenze marcate al livello ritmico, sintattico ovvero melodico, difficilmente frutto del caso, viene qui abilmente svelata, non senza estendere lo

sguardo al resto della produzione ovidiana e configurandosi come un vero e proprio elemento costitutivo della sua poetica. Ad aspetti della letteratura tardo-imperiale sono dedicati tre contributi: sulla nozione di *mens* quale usata dai panegiristi in riferimento alle virtù degli imperatori, contrapposti a tirannici usurpatori la cui *mens* è invece deficitaria (M. Lolli); sul *concilium deorum* nell'epos di Claudiano, dove influssi del cerimoniale alla corte imperiale convivono con elementi della tradizione letteraria (C. Leuenberger); sulla consapevolezza di sé da parte degli autori romani del Nordafrica vandalico, i quali non vanno considerati in prima istanza quali testimoni di una determinata situazione politica, bensì quali rappresentanti dell'élite romana colta e letterata (H. Kaufmann). Rimaniamo in epoca tardo-romana con lo studio di toponomastica imperiale di C. R. Raschle, concentrato sull'estensione a membri femminili della famiglia imperiale della prassi da parte di alcuni imperatori di legittimare attraverso la persona e il ruolo dell'*Augusta* la rivendicazione del proprio potere nei confronti di reggenti rivali (sull'esempio delle province *Valeria*, *Helenaopontus* e *Theodorias*). Le elegie dell'umanista elvetico Glareanus, il cui messaggio cristiano si combina al retaggio poetico antico, sono presentate da D. Amherdt in particolare sotto il profilo della loro alta valenza didattica, apprezzata anche da Erasmo. In ambito umanistico si muove anche A.-A. Andenmatten, che si concentra su un caso particolare tratto dall'*Emblematum liber* dell'Alciato interessante per la compresenza di elementi comici e satirici (di ascendenza aristofanea e luciana) e di un marcato intento pedagogico, la cui tendenza a correggere difetti oratori si ispira alle lezioni retoriche di Quintiliano. Chiude la raccolta di saggi la presentazione da parte di S. Marchitelli di un futuro lessico vitivinicolo dall'Antichità al Medioevo, illustrato da due esempi (Πράμνιος e πρότροπος) che fanno presagire l'ambizione (e l'utilità) del progetto.

È nella natura delle miscellanee, e in particolare delle *Festschriften*, il cui criterio unificante non è dato neanche da un tema ma dal rapporto di colleganza o affiliazione scientifica con l'omaggiato (qui l'omaggiata), che i singoli contributi divergano non soltanto, appunto, nel tema, ma anche nella qualità scientifica: senza entrare troppo nel merito di questa (i cui standard medi sono, forse con un'eccezione, sempre rispettati), basti che chi scrive si è giovato in particolare, certamente per ragioni idiosincratiche, dei contributi di Neumann-Hartmann, Poltera, Schmidt e Wyss.

Andreas Bagordo, Freiburg i. Br.

*Malika Bastin-Hammou/Filippo Fonio/Pascale Paré-Rey* (éds): **Fabula agitur. Pratiques théâtrales, oralisation et didactique des langues et cultures de l'Antiquité**. Didaskein. UGA, Grenoble 2019. 313 p.

*Fabula agitur* est le nom d'un projet qui a réuni durant deux ans (2013–2015) une équipe pluridisciplinaire autour des pratiques théâtrales et de l'enseignement des langues et cultures de l'Antiquité (LCA). *Fabula agitur* est aussi le titre d'un volume qui réunit des communications issues de deux journées d'études, en 2013 à Grenoble et en 2014 à Lyon, puis d'un colloque international à Grenoble, du 28 au 30 janvier 2015, comme l'indique l'*Introduction*, qui précise aussi le *Cadre théorique et méthodologie*. Les rédacteurs s'y réfèrent au Cadre européen commun de référence pour les langues (CECRL) dont ils esquissent le noyau, l'approche communicative-actionnelle, avant de démontrer les points communs entre cette approche et les pratiques théâtrales, auxquelles il est par conséquent pertinent de recourir dans le cadre d'un enseignement de langue, y compris celui des LCA. On ne peut que se réjouir de ce rapprochement avec l'enseignement des langues vivantes – et regretter les quelques piques.

La première partie, *Pratiques théâtrales et apprentissage des langues et cultures de l'Antiquité: une vieille histoire*, adopte un point de vue diachronique à travers une histoire du théâtre en milieu scolaire parisien (M. Ferrand), les réflexions d'un père jésuite sur le jeu théâtral de ses élèves (P. Ehl), le recours à la pratique chorale en pédagogie depuis l'Antiquité grecque jusqu'au XX<sup>ème</sup> siècle (A.-S. Noel) et les expériences du Groupe de théâtre antique de la Sorbonne (È.-M. Rollinat-Levasseur). La deuxième partie, *Expérimentations pédagogiques*, relate des expériences qui ont mêlé enseignement, travail sur le texte en langue originale et jeu théâtral, en Italie (A. Bonandini), en France (C. Aubry et C. Martinot), en Suisse (M. Capponi) et en Angleterre (R. Wicks). Les contributions de la troisième partie, *Les langues anciennes à l'oral*, se posent des questions davantage académico-linguistiques, tout en étant reliées au terrain – comment oraliser p. ex. l'accent tonique en latin? (Chr. Nicolas); comment pratiquer l'immersion en langue ancienne? (Chr. Rico); quel grec apprendre, en termes d'époque, de région, de niveau social? (Fr. Dell'Oro). La quatrième partie, *Les langues et cultures de l'Antiquité à la scène*, revient sur la dimension esthétique d'expériences scéniques menées en latin (Fr. Puccio) ou en grec (E. Baudou).

Dans les *Conclusions*, les rédacteurs pointent les avantages et bénéfices du recours aux pratiques théâtrales dans l'enseignement de toutes les langues, anciennes et modernes, et soulignent le bonheur et l'enthousiasme qu'elles procurent chez enseignants et apprenants.

Suivent une bibliographie et une sitographie très utiles subdivisées en plusieurs parties, dont une *Sélection de pièces et de textes littéraires «à potentiel pédagogique»*... et une liste d'*Écoles et associations*. Le volume se clôt sur deux annexes qui livrent le mode d'emploi d'une immersion dans le grec ancien (D. Augé) et celui d'un jeu de rôle (M. Clo-Saunier).

C'est sans aucun doute grâce à des livres comme celui-ci, qui fait la part belle aux pratiques enseignantes et aux élèves, que l'on ne dira pas dans un proche avenir au sujet des LCA: *acta est fabula*.

Antje Kolde, Lausanne

**Matteo Campagnolo/Carlo-Maria Fallani (éds): De l'aigle à la louve. Monnaies et gemmes antiques entre art, propagande et affirmation de soi.** 5 Continents, Milano 2018. 423 p.

Cet ouvrage est issu d'une collaboration entre M. Campagnolo, ancien conservateur du Cabinet de numismatique du Musée d'art et d'histoire de Genève (MAH), et C.-M. Fallani, collectionneur qui a offert au MAH en 2001 un lot de deniers romains républicains (fin du III<sup>e</sup> s. à 30 av. J.-C.). Plusieurs auteurs ont participé à ce travail, dont J. Chamay, archéologue et historien de l'Antiquité, D. Decrouez, ancienne directrice du Muséum d'histoire naturelle (Genève) et C. Weiss, spécialiste de glyptique. Le tout a été revu, augmenté et uniformisé par M. Campagnolo.

Offrant une approche originale des monnaies républicaines en les abordant sous l'angle de la zoologie, ce volume permet au lecteur de «se pencher sur le rapport que les Romains et Gréco-Romains sous l'Empire avaient aux animaux et, indirectement, à la nature entière» (p. 20). La recherche animalière sur les deniers est complétée par celle sur les gemmes et intailles gréco-romaines conservées au MAH. Ainsi, le panel zoologique présenté couvre une soixantaine d'animaux.

Un sommaire, une préface (J.-Y. Marin, directeur du MAH), deux commentaires liminaires (J.-S. Eggly, président de l'Association Hellas et Roma, et C.-M. Fallani) ainsi qu'une introduction et un avertissement (M. Campagnolo) débudent l'ouvrage. S'articulent en-

suite deux parties contenant le cœur du propos. Dans la première, les espèces, classées par ordre taxinomique, font chacune l'objet d'une analyse détaillée qui se fonde sur les sources littéraires antiques. Chaque commentaire est accompagné de photographies (L. Spina) de très haute qualité des objets, contribuant à la beauté du présent volume. La seconde partie fournit au lecteur avisé les clefs pour poursuivre la recherche. Les monnaies et gemmes figurant chaque animal y sont décrites et référencées. On y trouve également la nomenclature, les sources littéraires et les références bibliographiques pour toute espèce.

Cette rigueur scientifique bienvenue laisse cependant entrevoir quelques imprécisions. Parmi les objets monétaires et glyptiques de l'Antiquité gréco-romaine, on s'étonne de trouver un sceau-cylindre des Cassites du II<sup>e</sup> millénaire av. J.-C. (p. 183) et un fragment de stuc peint qui pourrait avoir appartenu à la Domus Aurea (p. 289); le texte ne permet pas de comprendre pourquoi les auteurs les ont intégrés. Il est surprenant que certains animaux servant de «marque d'émission» sur les monnaies républicaines aient été interprétés en fonction du type sur lequel ils figurent. Ainsi, le chien sur le victoriat présenté en p. 154–155 «se tient auprès de sa maîtresse, une Victoire, laquelle couronne un trophée»; or, la Victoire couronnant un trophée apparaît sur tous les victoriat, quelle qu'en soit la marque d'émission (truie, mouche, massue, épi de blé...). Sur un denier appartenant à la même émission et ayant par conséquent ce «chien» comme marque, on s'étonne que celui-ci devienne un «chien de chasse, qui se tient auprès des Dioscures à cheval pour les accompagner dans leurs combats» (p. 164–165).

Le choix de mettre monnaies et gemmes sur un pied d'égalité interpelle. Produites en série, les monnaies sont, comme les gemmes, artistiques à bien des égards mais avant tout destinées à des fonctions concrètes (paiement des troupes notamment). Le message qu'elles véhiculent s'adresse de manière assurée à un large public. Il est plus difficile de l'affirmer pour les gemmes, davantage liées au domaine privé. Le soin apporté à la gravure des coins monétaires dépend souvent du contexte de leur production. Il n'est nullement certain que les graveurs monétaires soient «parfois, à n'en pas douter, les mêmes qui ont gravé les pierres fines...» (p. 22), ni même que la production monétaire «tire de la glyptique son origine» (p. 24). D'un point de vue méthodologique, on ne peut qu'être surpris par la décision de comparer des monnaies de la République romaine et des gemmes de toute l'Antiquité gréco-romaine. Il aurait été judicieux, selon nous, de restreindre les deux types d'objets à un même horizon chronologique.

Malgré ces quelques remarques, il est indéniable que l'ouvrage participe au renouvellement de nos connaissances en matière de bestiaire de l'Antiquité gréco-romaine. Les magnifiques photographies donnent la possibilité à tout un chacun de s'émerveiller de la beauté et de la finesse des gemmes et des monnaies antiques.

*Barbara Hiltmann, Lausanne*

*Angelos Chaniotis* (éd.): **La nuit. Imaginaire et réalités nocturnes dans le monde gréco-romain**. Entretiens sur l'Antiquité classique 64. Fondation Hardt, Genève 2018. IX, 410 p.

Chaque année, depuis 1952, la fondation Hardt organise des rencontres au cours desquelles des spécialistes de différents pays font des exposés sur un thème bien spécifique. Ces entretiens sont alors publiés dans des volumes distincts qui contiennent la synthèse des communications et des échanges qui s'en sont suivis. Ce 64<sup>ème</sup> volume des *Entretiens* rassemble les textes du colloque qui s'est tenu du 21 au 25 août 2017 au siège de la

Fondation autour du thème «La nuit». Cette thématique s'articule autour de plusieurs to-piques touchant à différents domaines. Nous faisons état, ici, des entretiens qui nous ont paru les plus représentatifs de cette thématique plurielle.

Angelos Chaniotis, en guise d'introduction du recueil, propose une synthèse autour des activités nocturnes essentiellement pendant la période hellénistique, évoquant tour à tour, tâches religieuses, cultes à mystère, repas ou encore missions militaires. La vie nocturne chez les Romains est le sujet de l'entretien suivant: Andrew Wilson démontre que la technique de la lumière artificielle, indispensable à ces activités de nuit, est parfaitement maîtrisée. Il met également en exergue le rôle prépondérant de la lune: une nuit de pleine lune, en termes de luminosité et de visibilité, sera radicalement différente d'une nuit de nouvelle lune. Leslie Dossey traite également de la nécessité de disposer d'un éclairage public suffisant. Elle démontre que les avancées technologiques dans la confection des lampes à huile au 4<sup>ème</sup> siècle vont permettre de modifier les rythmes du jour et de la nuit pour aboutir à ce qu'elle appelle, pour cette Antiquité tardive, «une colonisation de la nuit». La nuit est aussi bien présente dans les mythes et les cultes grecs. Vinciane Pirenne-Delforge nous propose une réflexion sur la façon dont la nuit a été divinisée, essentiellement sous la plume d'Hésiode qui en a fait l'une des trois entités primordiales du cosmos. Comme divinité, elle semble être apparue dans le registre culturel, comme en attestent plus spécifiquement deux dédicaces, l'une faite par une femme du nom de Nikô, dans la ville thrace de Kallipolis et l'autre, conservée sur un autel rond mis au jour dans le sanctuaire dédié à Déméter à Pergame. La dernière contribution, assurée par Filippo Carlà-Uhink, porte sur le déroulement de rites nocturnes dans la religion romaine et aux premiers temps de la chrétienté. Comme le souligne A. Chaniotis, lors des discussions qui s'en sont suivies, l'auteur montre très bien l'importance de comparer, au travers des études menées, les différentes perceptions de la nuit. L'ouvrage se termine par une synthèse des différents entretiens sous la forme d'un épilogue. A. Chaniotis y souligne un aspect important et bien spécifique dans cette thématique de la nuit: les conceptions singulières que les Anciens avaient de ce court temps qui sépare le coucher du lever du soleil. Il relève également le poids que revêt la nuit comme sujet de recherche tant en histoire antique qu'en archéologie ou encore dans les études classiques. F. Carlà-Uhink relève un élément essentiel qui se dégage de différents entretiens: la nuit peut être perçue comme le prolongement du jour qui précède ou l'anticipation du jour qui va suivre.

L'ouvrage, à destination d'un public averti, est complété, après chaque entretien, de bibliographies très fournies et, en fin de volume, de 12 pages d'illustrations, en lien avec quatre des neuf entretiens.

*Frédéric Dewez, Louvain-la-Neuve*